



Berlin, den 6. August 1898.

Bismarck.

Seit neun Monaten war es gewiß, wars bei jeder Frage nach dem geliebten Fürsten im bangen Blick des Arztes zu lesen, dessen sorgendes Auge an einem dunklen Oktobermorgen die erste Spur des neuen Leidens erkannt und nicht eine Sekunde sich scheu der schrecklichen Gewißheit verschlossen hatte, die Tage Ottos Bismarck seien gezählt. Im Fuß der Rieseneiche, deren unverwundlich grüne Greisenkrone kein Sturm zu brechen vermochte, nagte und bohrte geschäftig der leise Wurm; und die Liebe mußte der lange genährten Hoffnung entsagen, den Magenden werde eines Tages ein Streich aus der Fülle der Lebenskraft reißen, ein dem Blitz jäh folgender Donnerschlag mit gewaltigem Wurf entwurzelt zu Boden schmettern. So hatten wirs uns erhofft, hatten wirs ihm gewünscht; und der Gedanke an ein langsames Absterben, ein leidvolles Verwittern so starker Herrlichkeit war fast furchtbarer noch als die Gewißheit des nahen Scheidens. Auch in diesen Gedanken mußten wir uns nun schicken: Wochen konnten, Monate vielleicht vergehen, bis die stille Tücke des unüberwindlichen Nagers an der Riechengestalt ihr Zerstörungswerk vollbracht, den letzten Lebenssaft ihr vergiftet hatte. Noch stand der Stamm aufrecht in alter Pracht, der so oft Gewittern getrogt, in Stürmen so oft, im Innersten unbewegt, sacht nur die hohen Wipfel geschüttelt hatte, und staunend sah der Betrachter das stolze, junge Prometheuslächeln, das kein Blitz und kein Donner je verschrecken konnte. Nur Wenige wußten, daß es zu Ende ging, und des treuen Arztes Freundesorge war bemüht, dem Leidenden und den ihm Nächsten so lange wie möglich das

Schreckbild der Wahrheit zu verhüllen und ein Sterben bei offenen Thüren zu hindern, — das Sterben vor den Augen einer lauernden, nach Sensationen langenden Menge, die jede Phase des Todeskampfes neugierig verfolgt, jedes Sinken der Kraft emsig notirt hätte. Mancher helle Tag brach noch an und erfüllte die Wissenden selbst wieder mit neuer Hoffnung. Wer den großartigen Ausbrüchen der politischen Leidenschaft des in den Rollstuhl Gebannten lauschte, wer auch von fern nur vernahm, mit welchem Eifer der Leidende den Tagesvorgängen folgte, wie glänzend abends namentlich noch seine Rede war, wie unangetastet die prachtvolle Plastik seiner Darstellung, wie die Sicherheit des Diplomatenblickes und die unbeirrbare Erkenntniß des in jeder Stunde Nothwendigen ihm geblieben war, Der konnte, konnte nicht glauben, so schnell schon werde für immer die schwarze Nacht hereinbrechen. Wenn dieses Auge im alten Feuer aufflammte, diese seine, in der Gedankenfülle stoßende Stimme von den Entwicklungsmöglichkeiten der deutschen Geschichte, von den bis zum Unheilsjahre 1890 ungeahnten Erfolgen der russischen Politik und von den weiter vielleicht, als die Kurzsichtigkeit sich jetzt träumt, reichenden Wirkungen des häßlichen lippischen Handels sprach, das Kleinste in historische Zusammenhänge einreichte und die winzigste Alltagserscheinung mit dem schlanken Finger in die richtige Perspektive rückte, dann wich die Vorstellung, hier rede ein nahem Tode Geweihter. Man glaubt so leicht, was man gern glauben möchte. Und wer sollte sich vermessen, zu sagen, wann diese über der Menschheit Grenzen hinausgeredete Natur völlig erschöpft, ihre letzte Kraftquelle versiekt sein würde? Der Gott, der im märkischen Sande den Genius weckte, konnte auch an dem Greis noch ein Wunder wirken. Doch immer wieder brachte ein leise nur andeutendes Wort des Arztes die aufglimmende Hoffnung zum Verlöschen. Die letzte Leidenswoche kam, die Verfallszeichen mehrten sich und die bebend der Qual Zuschauenden fürchteten, hofften, die nächste Stunde müsse Erlösung bringen. Wie das erwartete Wunder wurde es begrüßt, als der schon verloren Geglaubte am Abend des achtundzwanzigsten Julitages plötzlich auf dem gewohnten Platz am Familientisch saß, mit dem Behagen des Gesunden zum ersten Male wieder seinen Lieblingschampagner, den mit der weißen Kapfel, trank, leichte Speisen aß, fünf Pfeifen rauchte und, nachdem er Stunden lang in alter Anmuth geplaudert hatte, auf Schweningers Mahnung, nun wieder ins Bett zu gehen, die heitere Antwort fand: „Schon? Das ist aber grausam!“ In den Mienen seiner Kinder las er das Glück froher

Hoffnung, die sich ihm selbst um so sicherer mittheilen mußte, als der Arzt, der ihn in keiner kritischen Stunde je verließ, jetzt, um den durch seine kluge Kunst erreichten psychischen Eindruck zu vertiefen, für anderthalb Tage von Friedrichsruh schied. Der Erfolg dieses Abends war der letzte Lohn eines fast zwei Jahrzehnte währenden, zu jedem Opfer bereiten Mühens, das kein Dank, keine amtliche Ehrung bezahlen kann, das nur hingebende Liebe zu leisten vermag. . . Ich sah Schweninger, wie er am dreißigsten Juli nachmittags totenbläß dem Eisenbahnwagen entstieg, die Depeschen in der Hand, die ihn an das Lager seines Fürsten riefen. Er war neun Tage und Nächte nicht aus den Kleidern gekommen und hatte in der Erschöpfung den Frühzug versäumt. Ohne des strömenden Regens zu achten, jagten wir auf den Bahnhof, — umsonst: auch mit einem Extrazug war das Ziel seines Sehns nach um eine Sekunde früher zu erreichen. Wir saßen im leeren Wartesaal und sprachen von ihm. Vielleicht hatte die nervöse Sorge der Angehörigen die Gefahr übertrieben, vielleicht war es wieder nur ein Anfall der Krankenbettchwäche, war Rettung noch einmal möglich. Im Auge des Anderen las der Sprecher, daß er kein Wort davon glaubte. Die Minuten schlichen dahin, als wollte der müde Chronos gerade jetzt, gerade hier säumig werden. Endlich war es so weit. Ein Händedruck, — und Beide wußten: es ist aus. . . Und dennoch, trotz aller Vorbereitung in Wochen und Monaten: als nachts dann die Trauerkunde kam, der Weckruf schrill durch das Sturmgebräus klang, da war es wie ein unerwartet aus heiterer Höhe niedersahrender Streich, da schien es undenkbar und war doch wehe Gewißheit: der Großen groß empfindenden Menschheit war der Fürst für immer geraubt.

„Trost giebt es nicht,“ hatte Schweninger geschrieben. Aber die letzten Nachtstunden mußten überstanden werden. So griff ich nach dem größten Beruhiger und schrieb auf das Kalenderblatt des entwichenen Tages aus Goethes Epilog zu Schillers Glocke die Strophe:

Da hör' ich schredhaft mittenächt'ges Läuten,
 Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
 Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
 An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
 Den Liebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
 Ach! Wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
 Ach! Was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
 Nun weint die Welt. Und sollten wir nicht weinen?

Und, in Erinnerung an den Freund, dessen Arm den Leidenden so lange gehalten hatte, in dessen Arm er nun verschieden war:

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritten
Dem Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er, athemlos, in unsrer Mitte
In Leiden hangte, kummerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Und endlich die letzte, tröstende:

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehn finds fast! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben Alle segensreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitets sichs in ganze Schaaren,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Kommet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

* * *

Der Arzt, der nur die letzten Minuten des Geliebten noch erleichtern konnte, war im ersten Schmerz ungerecht: es giebt einen Trost. Der Fürst — es gab für uns stets nur den einen — hat viel gelitten, aber er hat einen guten Tod gehabt, den Tod, den er selbst sich wünschte. Wenn das Licht dieser Seele, wie über einem nicht mehr getränktem Docht ein müdes Flämmchen, sacht erloschen wäre, dieses gewaltsame Herz von Woche zu Woche kraftloser gepocht und dem entsehten Blick sich das Bild eines geistig verfallenden Bismarck geboten hätte! . . Das hatten die Freunde gefürchtet; und dieses Furchtbarste blieb ihnen, blieb ihm durch die Gnade des Schicksals erspart. Er hatte seit Jahren davon gesprochen. Ihm lag nichts mehr am Leben, er fühlte sich in der erzwungenen Unthätigkeit überflüssig, einen Gefangenen, wehrte jeden Widerspruch ab und pflegte schon vor Jahren zu sagen, nur die Rücksicht auf seine Frau, der er nicht wegsterben möchte, fesselt ihn noch an das Dasein, das ihm keine freundliche Gewohnheit mehr war. Als im Herbst 1894 auch die äußerlich stille, im Innersten aber leidenschaftliche, nur mit ihm und für ihn empfindende Hausfrau von seiner Seite gerissen war, kamen die trüben Stimmungen, die Sehnsuchtsäußer nach dem Tode häufiger; er murrte, leise manchmal und manchmal auch laut, gegen die ärztliche Mahnung, die ihn erhalten wollte, und meinte, er habe „hier unten ja nichts mehr zu suchen und zu finden.“ „Ich bin alt und verbraucht:

Das ist meine Krankheit; und dagegen giebt's nur ein Mittel, das ich mir täglich wünsche." Jedes Versagen der Gedächtniskraft, das selbst an dem Jüngsten nicht auffällig gewesen wäre, stimmte ihn zu solchen Sentenzen; und immer kehrte die Angst wieder, elendiglich zum „Zammermann“ zu vergeifen. Wenn beim Aufstehen aus dem Lehnstuhl einmal die Beine „nicht wollten“ oder die quälenden Gesichtschmerzen ihn zwangen, eine seidene oder wollene Mütze über den mächtigen Schädel zu ziehen, bis über die weißen, buschigen Brauen, hart an die mädchenhaft zarte Haut der feinen, wachsblassen Ohren, dann sagte er lächelnd: „Ja, — auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß.“ Und die Hörer konnten noch so lebhaft protestiren, konnten, aus ehrlicher Ueberzeugung, versichern, in seinem Wesen sei keine Greisen spur sichtbar: es half nicht. Er litt am Leben, litt unsäglich unter dem Bewußtsein, daß seinem rastlos arbeitenden Geist die Körperkräfte entglitten, seinem stürmischen Temperament die Ausdrucksmittel zu welken begannen. Wie hätte er, der sich so genau beobachtete und kontrolirte, erst gelitten, wenn er geistig hilflos geworden und verdammt gewesen wäre, das Absterben der Sinne immer deutlicher zu spüren! Ist es nicht ein Trost, daß er bis in die letzten Lebensstunden gut sah und hörte, die ganze Nacht seiner unvergleichlichen Intuition sich bewahrte und in ungetrübter Klarheit des Geistes den oft gerufenen Erlöser heranschleichen fühlte? . . . Und ein zweiter Trost ist's, daß er scheidend nur die Treuesten um sich sah, nur gute Gesichter, nur echte Thränen. Keine Heuchlerzähne, kein Klageruf eines schlechten Gewissens, keine Komoediantengrimasse hat, so lange er athmete, das Sterbezimmer des Mannes entweicht, dem nichts so widrig war wie die Lächer der Heuchelei, der aus seinem Hörbereich nichts so entschieden verbannte wie das leere Pathos lärmender Prologe und Nekrologe. Der Lebende konnte sich solchen „Huldigungen“ nicht immer entziehen; dem Sterbenden wurden sie fern gehalten und Die gerade, die am Besten um ihn trauerten, athmeten erleichtert auf, da, ohne Feiertragikomoedie, der Sarg geschlossen und verlöthet war. Nun mochte das Unvermeidliche Ereigniß werden, mochten Alle, die ihn gekränkt, geschmäht und im Lebensnerv verwundet hatten, ihre Trauerchoräle und Patriotenhymnen anstimmen: er sah sie, sie sahen ihn nicht mehr. Einfach lag der stets Einfache in den letzten Kissen; und einfach wird, so dürfen wir heute hoffen, die Feier sein, wenn der Leib in den geliebten Boden des Sachsenwaldes versenkt wird.

Es war im Jahre 1894, nach dem Januartage, der Bismarck

im berliner Schloß gesehen und, wie Gläubige lange behaupteten, den Abschluß einer „Versöhnung“ gebracht hatte. Der Fürst durfte damals selbst bei kühlem Wetter noch im Freien Gespräche führen und lud Gäste, deren Art ihm nicht unbehaglich war, gern in den Wagen, in dem Bagle, der sichere, in Wald und Feld heimische Kutscher, ihn vor der Hauptmahlzeit täglich ein paar Stunden herumfuhr. Allerlei Geschichtenträgereien, allerlei Versuche, die Beziehungen des wieder Begnadeten zu Hof und Regierung zu entstellen, hatten ihn erst verstimmt und später zu ironischer Heiterkeit erregt. Auf dem Heimwege wurde er still und ließ dicht vor dem Herrenhaus halten. Er wies mit der Krücke des Stockes auf einen Hügel gegenüber dem Hause, das man thöricht ein Schloß genannt hat, und sagte: „Da, denke ich, werde ich mich einmal mit meiner Frau begraben lassen. Ich hatte auch an Schönhausen gedacht; aber hier ist's wohl passlicher, denn in Schönhausen bin ich doch eigentlich schon lange ein Fremder.“ Der Gast hatte zu schweigen. Abends, als die altfränkische Dellampe freundlich brannte und die kränkelnde Fürstin auf ihrem Sofa, neben Lenbachs Meisterbild des alten Kaisers, eingenickt war, schlug der Sinnende wieder das Thema an, verarbeitete es nach seiner Weise und schien sich in humoristischer Ausmalung des feierlichen Varmes, der nach seinem Tode losbrechen würde, nicht genug thun zu können. Frau Johanna schrak auf und rief ganz ärgerlich: „Aber, Ottochen, wie kannst Du nur so traurige Sachen reden!“ „Liebes Kind“, war die Antwort, „gestorben muß einmal sein, trotz Schweninger, und ich will wenigstens rechtzeitig dafür sorgen, daß mit meinem Leichnam kein Unfug getrieben wird. Ich möchte nicht, wie die Berliner sagen, eine schöne Leiche sein; und eine von der bekannten Aufrichtigkeit, die heimlich „Uff!“ macht, inszenirte Trauerkomoedie, so zwischen Vogelwiese und Prozeßion, wäre so ziemlich das Einzige, was mich noch schrecken könnte.“ Die Freunde des Hauses wissen, wie oft der Große dann später noch diesen Gedanken ausgesprochen und mit der ihm allein eigenen graziosen Laune beleuchtet hat, und sie werden es den verwaist Hinterbliebenen danken, wenn von seinem Willen auch künftig nicht um Haarebreite gewichen wird.

* * *

Jeder Versuch, unter dem frischen Eindruck der Trauerbotschaft tastend auch nur die Hauptlinien dieser einzig gearteten Menschengestalt nachzuzeichnen, müßte kläglich scheitern. Nie habe ich die dem „Schriftsteller“, der schnell „über alle Vorgänge schreiben“ soll, aufgebürdete leidige Last schmerzlicher em-

pfunden als in diesen Tagen, wo jeder ruhige Bürger sich seinem Gefühl überlassen und still dem Erdenlauf des uns entrißenen Genius nachsinnen darf. Die Worte, die sonst die äußerste Anstrengung der Willenskraft herbeizuzwingen vermag, fehlen, die Gedanken wirbeln ungehorsam umher und wollen sich nicht in einen Architekturplan fügen. So möge die Nachsicht mir gestatten, hier eine den Lesern der „Zukunft“ noch unbekannte Skizze folgen zu lassen, die den Achtzigjährigen einst zu schildern versuchte.

* *

Vier Wochen nach Napoleons Rückkehr von Elba wird in Schönhofen an der Elbe dem Rittmeister a. D. Ferdinand von Bismarck von seiner klugen und schönen Frau, der schlicht bürgerlich geborenen Wilhelmine Luise Mendon, ein gesunder Knabe geschenkt. Der kleine Otto lernt, was ein Junkerlein damals eben zu lernen pflegte; und da eine frühe Neigung ihn bald zur Geographie treibt, entsteht auch frühzeitig das erste Erstaunen in dem Kindergehirn: neununddreißig verschiedene Landesgrenzen zeigt ihm die Karte von Deutschland, die er mit hitzigem Knabeneifer immer wieder studirt. Die bunten Farben verwischen sich, als der Siebenzehnjährige vom berliner Frauen Kloster nach Göttingen kommt, aus der Beschränktheit des Pennälerthumes in die schrankenlose Freiheit der Universitas literarum, vom engen Gymnasialzwang altberlinischen Stils in die helle und lustige Welt blanker Schläger und bunter Mützen. Junker Otto wird ein fideles Bursche, raucht, raust, zecht und randalirt und vergift darüber doch das Arbeiten nicht völlig; die Historie lockt ihn jetzt, deren Wunderland ihm der alte Heeren erschließt, und bei Hugo und später in Berlin bei Savigny lernt er, wie das Recht in die Welt kam und wie es im Wechsel der Zeiten sich wandeln mußte. Weil er niemals nur ein Corpsbursche war, kann er nachher auch nicht, als er in den Verwaltungsdienst tritt, ins leichtsichtige Philisterthum versinken. Er arbeitet in Berlin, Aachen, Potsdam, aber er fühlt in der dumpfen Luft der Schreibstube sich nicht lange heimisch, er merkt rasch, daß zum Bureaukraten, der die Persönlichkeit abthun und, selbst eine Nummer, schematisch die Aktennummern erlebigen muß, nicht das Zeug in ihm steckt, und kehrt zu den väterlichen Gefilden zurück. Die Epoche beginnt, die er mit leisem Spott einst die Zeit seiner agrarischen Unwissenheit genannt und die doch vielleicht seiner im goethischen Sinne natürlichen Weltanschauung die feste Grundmauer errichtet hat; in der pommerschen Monotonie fand der tolle Junker vom Kniep-

hof das innige Verhältniß zu einer weislich waltenden Vorsehung und das sichere Gefühl für die Bedürfnisse des in den einfachsten Lebensbedingungen sich regenden Menschen. Ein guter Wirth, ein getreuer Haushalter und bei aller wilden Vergnüglichkeit doch eine ernste und Ernstes inbrünstig suchende Natur: so steht er, namentlich in den Briefen an die Schwester Malwine, vor unserem Blick. Diese Natur blieb still und stumm, so lange sie im selbstgeschaffenen Pflichtenkreise frei sich ausleben durfte; sie mußte in dem Augenblick vulkanisch losbrechen, wo eine fremde und feindliche Weltanschauung sich in ihr Gesichtsfeld drängte. Ohne das Erstarken des liberalen Ideals wäre Bismarck vielleicht nur einer von vielen Vertretern des alten und befestigten Grundbesitzes im preussischen Herrenhause geworden, obwohl er, wie Sybel ganz richtig bemerkt hat, der geborene Staatsmann und Politiker ist; er bedurfte immer der Reibung, des Anstoßes von außen, um sich „tanti“ zu fühlen, um ganz er selbst sein zu können, mit den flackernden Funken einer genialen Individualität. Erst der revolutionäre Sturm stöberte den Landjunker aus seiner Verschllossenheit auf, erst das instinktive Gefühl, dem organischen Wachsen und Werden des geliebten Preußenlandes könnten ernste Gefahren drohen, trieb ihn in die Oeffentlichkeit. Er hätte sich ohne großen Gegenstand gewiß niemals geregt; jetzt schien der große Gegenstand ihm gegeben und die Aufgabe gestellt: Preußen vor weither geholten und in der Mark nicht erprobten Erziehungsrezepten zu schützen, — und nun gab es für ihn kein Halten mehr. Der unruhig nach Stützen umhertastende Schwarmgeist Friedrich Wilhelms des Vierten wittert in dem Manne, der von den Gerlach, Mantouffel, Brandenburg, Radowiz und Genossen so grundverschieden geartet ist, den möglichen Retter, er sieht, wie Bismarck später gern sagte, in ihm ein Ei, aus dem die Hitz des königlichen Willens einen Minister ausbrüten könnte. Aber die Zeit ist noch nicht erfüllt. Der ganz und gar nicht ehrgeizige Märker entkommt ungefährdet nach Frankfurt, nach Petersburg und Paris; er läßt, wie der junge General Bonaparte, ohne die Absicht merken zu lassen, auf die Entschliessungen der Vorgesetzten den entscheidenden Einfluß, aber er bleibt hinter den Coulissen und tritt erst ins grelle Rampenlicht, als in Preußen das Militärdrama zum gefährlichen Abschluß neigt und die Furcht wach werden läßt, der Machtkonflikt könne die Monarchie an ihrer Wurzel bedrohen. Hier setzt der wild aufgewachsene Autodidakt ein, — mit dem ganz bestimmten Programm:

unbeirrt von anderer Rücksicht den besonderen Zweck des preussischen Staates zu fördern und erbarmungslos jeden Trieb auszujäten, der diesem besonderen Zweck schädlich werden könnte, und von dem ganz bestimmten Empfinden geleitet, daß die politische Kunst im Wesentlichen nur richtig angewandte Kenntniß der Geschichte ist und daß den großen Politiker die Fähigkeit macht, in jedem Augenblick die Grenzen des Erreichbaren deutlich zu erkennen. Er gewinnt das waghalsige Spiel. Und da er die Grenzen des Erreichbaren weiter gerückt sieht, kehrt ihm auch das erste Staunen des über die Landkarte gebeugten Knaben zurück, der Kindertraum von der deutschen Einheit dämmert wieder auf, — und der stockpreussische Junker aus dem Vereinigten Landtage wird zum Exponenten der liberalen Jugendbegeisterung. Der Schüler Heeren schafft als Praktiker eine neue Geographie von Europa, der Hörer Savignys bereitet einer neuen Rechtsgeschichte den Boden. Den Starken, der so lange gegen den Strom schwamm, faßt und trägt nun die Woge, den erst Verachteten und dann Verlästerten umheult ein vielhunderttausendstimmiger Jubel. So ist es geblieben bis auf diesen Tag, trotz Ungnade und Achtung, *avant et après la bouteille*, und so wird es bleiben,

„*„Ich bin der Punkt, in dem die deutsche Nation ihren Mittelpunkt gefunden hat.“*“
 auf das im letzten Lustrum Erlebte, auf die fast ununterbrochene Reihe beinahe schon allzu geräuschvoller Huldigungen, dann muß man, um in der deutschen Geschichte dafür ein Beispiel zu finden, des Meisters Martin gedenken, von dem Wilhelm Scherer sagen durfte: „So lange Luther lebte, war er der Mittelpunkt Deutschlands; nach Wittenberg strömten die Schüler von allen Gegenden her, in denen man Deutsch sprach, und erfüllten die Welt mit dem reformatorischen Geiste.“ Aber Luthers Werk war noch nicht vollendet, er war noch ein Kämpfender; und dem Kämpfer für neue Wahrheit drängt immer die Jugend zu. Die nationale Politik Bismarcks ist zum Abschluß gelangt; seit einem Vierteljahrhundert hat er sein saturirtes Volk stets zur Ruhe gemahnt; seit fünf Jahren war auf fast allen Gebieten sein Leitwort: *Quiesce non movere*; er selbst ist, nach Goethes weisem Greisenrath, in einem gewissen Lebensalter mit Bewußtsein auf einer bestimmten Anschauungsstufe stehen geblieben und hält neue Wünsche und Forderungen sich vorsichtig vom Leibe; reformatorische Verkündungen werden die Wallfahrer in Friedrichsruh von ihm nicht vernehmen und den Mann, der den grauen Mantel, den blinkenden Kürasch und den goldenen Pallasch

des Kaisers trägt, kann auch die Böswilligkeit nicht mehr für einen grimmigen Frondeur halten. Und dennoch hat er nicht nur, wie Luther, die Sprudelsjugend: er hat sie Alle, Junge und Alte, Männer und Frauen, Freunde und Feinde; Keiner kommt an dem achtzigjährigen, machtlosen Manne vorbei, ohne in Liebe oder in Haß ihm den Tribut zu bezahlen. Wodurch hat er dieses größte unter allen von ihm gewirkten Wundern erreicht? Wie kommt es, daß eine von neuen Gedanken und neuem Sehnen erfüllte Welt für eine Weile still zu stehen scheint, um dem Wort des in der napoleonischen Zeit Gezeugten zu lauschen, dessen Vollbringen doch der Vergangenheit angehört und dessen Rede mit dem Anspruch dieser gewandelten Welt so oft hart zusammenstößt?

... Wenn ich zurückdenke, wie ich selbst ihn lieben lernte, erst von fern und später in der Nähe, dann scheint die Antwort mir nicht gar so schwer. Er ist einfach, — und wir kleinen Menschen von heute sind fast sämmtlich ganz abscheulich komplizirt; er ist organisch aus einer gesunden Wurzel erwachsen, in gerader Linie, — und heute herrscht das Gewimmel der künstlich Gespöpften und Deklassirten; er giebt nie Etwas von sich, das er vorher nicht wirklich besessen hat, keinen Gedanken, den er nicht bis zum Ende gedacht, kein Wort, das er nicht empfunden oder als für das Empfinden der Hörer nöthig erkannt hat, — und heute zahlen die Vielzuvielen mit fettiger Scheidemünze und abgegriffenem Kassenscheinen aus aller Herren Ländern; er ist stark und doch fein, — und ringsum sieht der Blick heute nur schneidige Brutalität oder zimperliche Neurasthenie. Und weil er einfach ist, organisch geworden, geradlinig, geistig immer solvent wie nur je ein echter Prinz aus Genieland, weil er nie den festen Boden unter den Füßen verliert und weil der merkwürdigen Mischung eines heißen Temperamentes und einer fast verzärtelt empfindlichen Seele doch nie unheimlich brodelnde Blasen entsteigen: deshalb gewährt er einer gährenden Zeit das Gefühl wohliger Sicherheit, deshalb ist er ein in seinem Werth deutlich bestimmter Faktor und deshalb wünscht Mancher sogar, der öffentlich mit ihm hadert, insgeheim ihm doch noch ein langes Leben. Sein bloßes Dasein schon wirkt beruhigend, wie den Muth der Schiffsmannschaft und die Zuversicht der Passagiere die Gewißheit stählt, daß für den Nothfall der alte Kapitän in der Kajüte sitzt, der mit Wind und Wetter Bescheid weiß und bei dem es keine Kurschwankungen und keine gefährlich raschen Impulse zu fürchten giebt. Braucht

man noch ausdrücklich daran zu erinnern, daß das Ansehen eines solchen Kapitäns und das Vertrauen in seine untrügliche Weisheit dann gerade am Höchsten steigt, wenn er das „Fehlermachen“ Anderen überlassen dürfte und vom eigenen Können lange schon keine Probe mehr abzulegen brauchte? Otto Bismarck ist ein viel zu nüchterner Rechner, um nicht ganz genau zu wissen, daß die reine — auch durch den unklugen, aber für den zu Kränkenden ehrenvollen Beschluß einer Reichstagsmehrheit kaum ernstlich getrübt — Polyphonie der Geburtstagschöre nur möglich wurde, weil sie einem Entampteten angestimmt werden, an den die Hoffnung jeden, die Furcht keinen Anspruch mehr hat. Er hat immer das Talent befaßen, Glück zu haben, immer zu den geliebten Gotteskindern gehört, denen alle Dinge zum Guten gedeihen. Nie warb er vergebens um Liebe, nie starb oder verdarb ihm ein Kind, und als die herzensgütige und bei aller Derbheit der Formen tiefinnerlich adelige Frau, mit der ihm die schwere Eheprobe so glänzend gelungen war, endlich nach langem Siechthum zur Rüste ging, da war es kein wehes Sterben, kein jäher Riß eines schmerzlich umklammerten Bandes, sondern ein stiller, mählich auf leisen Sohlen einher schlüpfender Tod, dessen Nahen die friedsam in frohe Hoffnung Gebettete gar nicht ahnte. Dem Günstling des Glückes, den ein hohes geistiges Sehnen doch selten nur zu behaglichem Glücksgefühl kommen ließ, ist auch die Entlassung zum Guten gediehen; den nationalen Politiker traf sie hart, aber dem Menschen wurde sie nützlich: er sah Manches in anderer Beleuchtung, als er von der Bühne in die Proszeniums-Loge stieg, und er selbst wurde anders gesehen, seit der Kreis seines Verkehrs sich weitete und die Voetticher, Rottenburg, Holstein und Konsorten nicht mehr seine Schwelle versperrten. Napoleon hat die umgekehrte Wandlung erlebt; aber wie der in Malmaison für Jedermann zugängliche Erste Konsul uns menschlich näher ist als der fette Imperator im Prunkpalast, so wird auch kommenden Geschlechtern der Gutsherr von Friedrichsruh und Barchin den „eisernen“ Kanzler der Wilhelmstraße verdrängen. Unsere demokratische Zeit erträgt große Männer nicht gern; sie erträgt sie eben, spürt aber stets nach den kleinlichen Malen der Menschlichkeit und ist entzückt, wenn sie an den unbequem Großen Etwas von der gemeinen Art des zweizinkigen Sabelthieres entdecken kann. Daher die unerfättliche Gier nach Kammerdiener-Indiskretionen, daher die Verweichlichung und Verzimperlichung der ragenden Reckengestalt Bismarcks, die rührsamten Thränen, die be-

ständig aus einer alten Schwäche seiner Augen herausdestillirt werden; daher der rasche Massenerfolg der allerliebsten Philisterbilder des munteren Zeichners Allers, daher der Wunsch, den grausen Oger von früher nun in den behaglich schmagenden Wolf aus dem Kindermärchen umzufälschen.

Wo ich nur konnte, habe ich nachgeforscht, ob Bismarck sich als Privatmann verändert habe. Kurt von Schloetzer, der sein Lob ganze Stunden hindurch singen konnte, sagte mir immer wieder: „Nein, er ist noch heute genau so, wie ich ihn in Petersburg kannte, im Verkehr mit Kaisern und Königen ganz der selbe Mann wie in der Unterhaltung mit einem Spaziergänger, dessen Namen und Stand er nicht kennt.“ Dieses Urtheil hat Ernst Schweninger, der ihn ganz sicher am Besten liebt, mir oft bestätigt; und Franz von Lenbach hat dann etwa hinzugefügt: „Der? Der lebt ja in einer ganz anderen Welt, Den beirrt gar nichts und wir Alle zusammen kribbeln nur so durch seine Visionen hin.“ Ich glaube, sie haben Recht; nur in schlechten Theaterstücken habe ichs ungläubig erlebt, daß mit dem Szenenwechsel auch die Charaktere sich wandelten; der Schreiber der Briefe an „die Arnimen“, an Volte Gerlach und John Vothrop Motley, der Tischnachbar der schönen Eugenie, der Zauberer der Wilhelmstraße, der Verbannte und der vom Winter ungnädigen Mißvergnügens scheinbar Befreite: sie Alle scheinen mir eine Person, eine in ihrer Einheitlichkeit starke Individualität, die im Erleben reifte, deren Prägung aber stets unverändert blieb.

Man muß in Berlin, in der säuerlich scharfen Atmosphäre verspäteter Achtundvierziger, aufgewachsen sein, um ganz begreifen zu können, was wir Jungen noch lange nach dem großen Kriege uns unter Bismarck so ungefähr vorstellten. Ein Würgewolf ist dagegen ein zierliches, liebenswürdiges Geschöpf. Alles Unglück, so lehrte man uns Tag für Tag und so stand es ja auch in den Zeitungen, die altkluge Reugier beschnüffelte, kommt eigentlich von Bismarck, dessen ganzes Lebenswerk auf schändliche Gewaltthat, auf frivole Rechtsverletzung und frechen Eidbruch gegründet ist, der das arme Volk ausfaugt und schindet, an neuen Steuern ein Hundert-Millionen-Projekt nach dem anderen entwirft, nur zu seinem Privatvergnügen und um den fürchterlichen Moloch des Militarismus zu füttern. Er selbst wurde von den freundlichsten Beurtheilern etwa so geschildert, wie er im Börsen-Epos Zola abgemalt ist: „Un colosse, vêtu d'un uniforme blanc, éclatant et superbe, riant d'un rire large, les yeux gros, le nez fort, avec une mâchoire puissante que barraient des moustaches de conquérant barbare.“ Auch der an einer anderen Stelle von Zola bevorzugte

Vergleich mit einer treuen Dogge fehlte schon damals nicht; nur pflegten die berliner Epiker die Bissigkeit noch weit mehr als die Treue des Thieres zu betonen. Keine Spur von klug nachspähender Psychologie; man folgerte nach übel apriorischer Sitte: So ist er und so mußte er deshalb handeln, aus solchen Beweggründen, statt zu fragen: Wie ist er, der so gehandelt hat, und aus seinem Handeln und Unterlassen ihn dann zu erklären und zu beurtheilen. Dahinter kam man ja allgemach, als man älter wurde, aber das Innerlichste der Persönlichkeit blieb Einem doch fern und fremd. Der Mann war zu weit, zu groß, und da in der Nähe Alles ihn nur bäuchlings bestaunte, war auch von den in die Intimität Zugelassenen nichts Rechtes zu erfahren. Er hatte unzählige *détracteurs* und manchen *Béranger* gefunden, aber noch keinen *Taine*, der den Riesen uns klinisch erklärte.

Als wärs gestern gewesen, so genau weiß ich noch, wie mir zu Muth war, als ich zum ersten Male nach Friedrichsruh fuhr. Die Befangenheit war natürlich; ihr gefellte sich aber noch ein banges Zittern vor dem möglichen Verlust einer Illusion; es giebt gar so viele berühmte Männer, die bei näherer Bekanntschaft enttäuschen. Und nun — zu meinem Entsetzen war ich von der Bahn direkt ins Eßzimmer geleitet worden — nun erhob sich im hellen Schneelicht schwer eine mächtige Gestalt und eine hohe und höfliche Stimme bot gütigen Gruß. Alles an dem Manne ist schön: das gewaltige Auge, die fast mädchenhafte Zartheit der Haut, die den mächtigen Schädel umspannt, die schlanke und frische Hand, die nicht einem Greis, sondern einem soignirten Diplomaten von fünfzig Jahren anzugehören scheint. Er wirkt in dem langen schwarzen Rock, mit dem altväterischen Halstuch, wie ein aus der Goethe-Zeit Zurückgebliebener, der in heiterer Ruhe auf das wirre Treiben ringsum schaut. In der Uniform erscheint er massiger, mythischer, möchte ich sagen; aber von seiner feinen Besonderheit nimmt sie doch Einiges hinweg. Er ist kein Kavallerist wie andere Kavalleristen, ist, trotz Kürasch und Ehrenpalläsch, im Grunde gar kein Soldat; er erzählte selbst einmal, daß er es nie dahin gebracht habe, bei wichtigen Anlässen vorchriftsmäßig adjustirt zu sein, und als der oberste Kriegsherr im Schlosse seinen General-Obersten empfing, da merkte Der viel zu spät, daß er die Achselstücke vergessen hatte. Das künstlerische, das tief poetische Element in Bismarcks Natur, das Lenbachs rastlos erneuter Eifer so meisterhaft nachgeföhlt hat, ist durch die Uniform vielleicht dem Blick der Betrachter verhüllt worden. Mir trat es bei der ersten Begegnung gleich plastisch

entgegen und ich begriff sofort, warum diese Erscheinung oft so falsch und so thöricht beurtheilt worden ist. Die Synthese fehlte, die Einsicht in das Wesen des Genies, das immer *naïv* ist und niemals aus komplizirter Berechnung heraus seine Pläne spinnt. Man hat Bismarck zu einem Fabelwesen von ungeheurer Intelligenz und nahezu zarathustrischer Moralinlosigkeit gemacht, zu einem Manne, der Alles weiß und schlau Alles erwägt, der in der Wahl der Mittel aber niemals bedenklich ist. So sieht der Genius durch die Brille der Mittelmäßigkeit aus, der temperamentlosen, kurzichtigen, spekulativen; so sieht auch der einseitig nach der Verstandesschärfe Gebildete den genialen Menschen: so sah Börne einst Goethe. Ein Stückchen, und wärs nur das winzigste, von einem Künstler muß in Jedem lebendig sein, der menschliche Größe ermessen will. Wenn man Bismarck in seinem Treffen und Fehlen nicht als eine *naïv* aus dem Instinkt heraus schaffende Persönlichkeit gelten läßt, wird man zu den abenteuerlichsten Irrthümern gelangen. Sybel hat ihn dem Themistokles verglichen, an dem Thukydides die Fähigkeit rühmt, durch die Macht seiner Natur in kurzem Nachdenken sofort das für den Augenblick Erforderliche zu finden. Vielleicht kann man ihn noch besser einem Jäger vergleichen, dem die Witterung das Ueberlegen und Nachdenken ersetzt. Er hat in seinem langen Leben auf allerlei Hasen und Hirsche und Keiler gezielt, wohl auch oft auf bössartigeres Gethier; immer wartete er die Witterung ab, und stieg ihm die unangenehm in die Nase, dann gab es für ihn keine Schonzeit und keine Rücksicht auf noch nicht jagdbares Wild, dann knallten die Büchsen, — und mitunter sah der Jäger erst beim Beschreiten der Strecke, was er da eigentlich niedergeschossen hatte. Nachher kamen dann die Ganzflugen und erfanden *ex post* einen umständlich schlaun Plan, dessen Einzelheiten der rüstige Waidmann selbst wohl oft genug in heiterem Staunen vernahm.

Otto Bismarck kann, so wie er wirklich ist, in der silbernen Vornehmheit seines Wesens, ohne *Retouche* bestehen. Narren nur oder Lakaien können leugnen, daß er häufig gefehlt hat wie ein ganz sterblicher Mensch und daß er von altpreußisch begrenzten Vorurtheilen ein reichliches Väter-Erbe im Blut trägt. Das höchste Glück der Erdenkinder aber hat er erreicht und gewährt: die Persönlichkeit. Er denkt, er spricht, er schreibt wie kein Anderer. Nie habe ich von ihm ein banales Alltagswort gehört, ob er nun von Politik oder von Küchen-

fragen, von landwirthschaftlichen Sorgen oder von weltgeschichtlichen Ereignissen sprach. Er hat viel gelernt, Mancherlei gelesen und am Meisten erlebt; auf keinem Gebiet ist er fremd und ein wunderbar zähes Gedächtniß giebt ihm die Möglichkeit, bei der leisesten Berührung die angeschlagene Saite gleich fortspielen zu lassen. Und im Lernen, Lesen, Erleben hat er doch die Ursprünglichkeit des Empfindens nicht verloren, die ihn über alle Fährlichkeiten hinwegführt; als ihn im Herbst 1894 der schwerste Verlust traf, hat er sich an das letzte Bett seiner Johanna gesetzt und sich wie ein Kind ausgeschluchzt; er war im Schlafrock, ohne Strümpfe, und saß und weinte still vor sich hin . . . Wo ist der Heros von achtzig Jahren, der selbst vor den Älternächsten sich so sehen lassen dürfte? Freilich: Goethe hat Recht, wenn er seine Ottilie in ihr Tagebuch schreiben läßt, der Held könne nur vom Helden anerkannt werden, während der Kammerdiener nur Seinesgleichen zu schätzen wisse. Aber hier ist der Held, den auch die Kammerdiener bewundern, der große Mann, auf den auch das Gehudel der Kleinen sich etwas zu Gute thut. Es ist eben ein Bezwingendes in diesem stärksten Charmeur, eine geschlossene Einheitlichkeit, der selbst der stumpfe Sinn sich nicht entzieht, und ein kindhafter Adel, den Alles kleidet. Man braucht die schwerfälligen Verstandeskrücken nicht, braucht nicht durch die Erinnerung daran, daß man neben dem Schöpfer und Zerstörer von Reichen sitzt, künstlich die Autofugestion zu schaffen, um den Mann zu bewundern und herzlich zu lieben, der 1815 geboren wurde und aus dessen Wesen 1895 dennoch kein einziger falscher Ton hervorklingt. Er wird von den Besten geliebt und verdient ihre Liebe, weil, in der schwachgemuthen Epoche des Mitleidens mit dem unendlich Kleinen, es Trost und stolze Freude gewährt, zu sehen, wie vor dem Walten der mächtigen Individualität die Grenzen der Menschheit sich weiten können.

* * *

Der alte Herr Moritz Busch, Bismarcks Büschchen, hat am Morgen nach dem Tode des Fürsten im Berliner Lokalanzeiger das Entlassungsgesuch veröffentlicht, das der erste Kanzler des Deutschen Reiches auf den zweimal an einem Tage ihm überbrachten Befehl des Kaisers am achtzehnten März 1890 einreichte. Seit dem Kronrath vom vierundzwanzigsten Januar, nach dessen Schluß dem Kaiser hinterbracht wurde, der Kanzler habe die preussischen Minister „vorher festgelegt“, und mehr noch seit dem sechzehnten Märzorgen, wo, als der Kaiser die private

Unterredung des Fürsten mit Windthorst hart getadelt und sich die Fortsetzung solchen von ihm nicht kontrolirten Verkehrs mit Abgeordneten entschieden verboten hatte, das Wort fiel: „Die Macht meines Herrn endet am Salon meiner Frau“, — seit diesen Vorgängen war das Verhältniß zwischen Kaiser und Kanzler unhaltbar geworden. Andere Differenzen — über den Werth der Kabinettsordre vom achten September 1852, die dem Präsidenten des preussischen Staatsministeriums die seiner Verantwortlichkeit entsprechende Einflußsphäre sicherte, über die Möglichkeit einer schnellen Erwiderung des Zarenbesuches, eine zweite Reise nach Rom, die Behandlung der Sozialdemokratie und die Stellung zu Rußland — waren früher schon aufgetaucht, Fürst Bismarck hatte den Eindruck, „daß seine Dienste nicht mehr beansprucht wurden“, und nur seine Gewissenhaftigkeit, nur das Gefühl, in der Stunde ernstester Gefahr und unheilvoller Verwirrung nicht, wie ein empfindlicher Zärtling, von der Fahne desertiren zu dürfen, hielt ihn noch im Amt. Zum Neujahrstage hatte ihm der Kaiser geschrieben, er hoffe, den „treuen und erprobten Rath“ des Kanzlers sich noch lange erhalten zu sehen. Diese Stimmung schien nun geschwunden; der Kanzler konnte über „kränkendes, unverdientes Mißtrauen“ klagen, im Staatsministerium bröckelte es, auch in der Leitung der Reichsgeschäfte stieß der früher Allmächtige auf stille, aber unüberwindliche Widerstände: er mußte merken, daß die Zeit froher, ungehemmter Arbeit für ihn vorüber war. „Wie eine Erleichterung“, sagt Professor Horst Kohl im Nachtrag zu seiner Gesamtausgabe der Reden Bismarcks, „begrüßte er daher die Aufforderung zum Rücktritt, die am siebenzehnten März morgens in amtlicher Form und ohne Klausel ihm zuging. Am Nachmittag des selben Tages versammelte er die Minister um sich zu einer letzten Verathung, in der er sie von den Vorfällen der letzten Tage unterrichtete. Der Kaiser, dem von einem der Minister alsbald berichtet ward, was im Ministerrath geschehen war, nahm daraus die Veranlassung, am Abend des siebenzehnten März in einem amtlichen Excitatorium erneut die Einreichung des Rücktrittsgesuches zu verlangen.“ Bismarcks „Gesuch“, das die Ausführung eines Befehles war, lautet:

Berlin, am achtzehnten März 1890.

Bei meinem ehrfurchtvollen Vortrage vom fünfzehnten d. Mts. haben Eure Majestät mir befohlen, den Ordre-Entwurf vorzulegen, durch welchen die Allerhöchste Ordre vom achten September 1852, welche die Stellung eines Ministerpräsidenten seinen Kollegen gegen-

über seither regelte, außer Geltung gesetzt werden soll. Ich gestatte mir über die Genefis und Bedeutung dieser Ordre nachstehende allerunterthänigste Darlegung.

Für die Stellung eines „Präsidenten des Staatsministeriums“ war zur Zeit des absoluten Königthumes kein Bedürfnis vorhanden und es wurde zuerst auf dem Vereinigten Landtage von 1847 durch die damaligen liberalen Abgeordneten (Neuweisen) auf das Bedürfnis hingewiesen, verfassungsmäßige Zustände durch Ernennung eines „Premier-Ministers“ anzubahnen, dessen Aufgabe es sein würde, die Einheitlichkeit der Politik des verantwortlichen Gesamtministeriums zu übernehmen. Mit dem Jahre 1848 trat diese konstitutionelle Geptlogenheit bei uns ins Leben und wurden „Präsidenten des Staatsministeriums“ ernannt in Graf Arnim, Camphausen, Graf Brandenburg, Freiherr von Manteuffel, Fürst von Hohenzollern, nicht für ein Ressort, sondern für die Gesamtpolitik des Kabinetts, also der Gesamtheit der Ressorts. Die meisten dieser Herren hatten kein eigenes Ressort, sondern nur das Präsidium, so zuletzt vor meinem Eintritt der Fürst von Hohenzollern, der Minister von Auerwald, der Prinz von Hohenlohe. Aber es lag ihm ob, in dem Staatsministerium und dessen Beziehungen zum Monarchen diejenige Einigkeit und Stetigkeit zu erhalten, ohne welche eine ministerielle Verantwortlichkeit, wie sie das Wesen des Verfassungslebens bildet, nicht durchführbar ist. Das Verhältniß des Staatsministeriums und seiner einzelnen Mitglieder zu der neuen Institution des Ministerpräsidenten bedurfte sehr bald einer näheren, der Verfassung entsprechenden Regelung, wie sie im Einverständniß mit dem damaligen Staatsministerium durch die Ordre vom achten September 1852 erfolgt ist. Diese Ordre ist seitdem entscheidend für die Stellung des Ministerpräsidenten zum Staatsministerium geblieben und sie allein gab dem Ministerpräsidenten die Autorität, welche es ihm ermöglicht, dasjenige Maß von Verantwortlichkeit für die Gesamtpolitik des Kabinetts zu übernehmen, welches ihm im Landtag und in der öffentlichen Meinung zugemuthet wird. Wenn jeder einzelne Minister Allerhöchste Anordnungen extrahiren kann, ohne vorherige Verständigung mit seinen Kollegen, so ist eine einheitliche Politik, für welche Jemand verantwortlich sein kann, nicht möglich. Keinem Minister, und namentlich nicht dem Ministerpräsidenten, bleibt die Möglichkeit, für die Gesamtpolitik des Kabinetts die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit zu tragen. In

der absoluten Monarchie war eine Bestimmung, wie sie die Ordre von 1852 enthält, entbehrlich und würde es noch heute sein, wenn wir zum Absolutismus, ohne ministerielle Verantwortlichkeit, zurückkehrten. Nach den zu Recht bestehenden verfassungsmäßigen Einrichtungen aber ist eine präsidiale Leitung des Ministerkollegiums auf der Basis der Ordre von 1852 unentbehrlich. Hierüber sind, wie in der gestrigen Staatsministerialsitzung festgestellt wurde, meine sämtlichen Kollegen mit mir einverstanden und auch darüber, daß auch jeder meiner Nachfolger im Ministerpräsidium die Verantwortlichkeit nicht würde tragen können, wenn ihm die Autorität, welche die Ordre von 1852 verleiht, mangelte. Bei jedem meiner Nachfolger wird dieses Bedürfnis noch stärker hervortreten als bei mir, weil ihm nicht sofort die Autorität zur Seite stehen wird, die mir ein langjähriges Präsidium und das Vertrauen der beiden hochseligen Kaiser bisher verliehen hat. Ich habe bisher niemals das Bedürfnis gehabt, mich einem Kollegen gegenüber auf die Ordre von 1852 ausdrücklich zu beziehen. Die Existenz derselben und die Gewißheit, daß ich das Vertrauen der beiden hochseligen Kaiser Wilhelm und Friedrich besaß, genügten, um meine Autorität im Kollegium sicher zu stellen. Diese Gewißheit ist heute aber weder für meine Kollegen noch für mich selbst vorhanden. Ich habe daher auf die Ordre vom Jahre 1852 zurückgreifen müssen, um die nöthige Einheit im Dienst Eurer Majestät sicher zu stellen.

Aus vorstehenden Gründen bin ich außer Stande, Eurer Majestät Befehl auszuführen, laut dessen ich die Aufhebung der vor Kurzem von mir in Erinnerung gebrachten Ordre von 1852 selbst herbeiführen und kontrafigniren, trotzdem aber das Präsidium des Staatsministeriums weiterführen soll.

Nach den Mittheilungen, welche mir der General von Hahnke und der Geheime Kabinetssrath Lucanus gestern gemacht haben, kann ich nicht im Zweifel sein, daß Eure Majestät wissen und glauben, daß es für mich nicht möglich ist, die Ordre aufzuheben und doch Minister zu bleiben. Dennoch haben Eure Majestät den mir am fünfzehnten erteilten Befehl aufrecht erhalten und in Aussicht gestellt, mein dadurch nothwendig werdendes Abschiedsgesuch zu genehmigen. Nach früheren Besprechungen, die ich mit Eurer Majestät über die Frage hatte, ob Allerhöchstdenselben mein Verbleiben im Dienst unerwünscht

sein würde, durfte ich annehmen, daß es Allerhöchstdenselfen genehm sein würde, wenn ich auf meine Stellungen in Allerhöchstdero preussischen Diensten verzichtete, im Reichsdienst aber bliebe. Ich habe mir bei näherer Prüfung dieser Frage erlaubt, auf einige bedenkliche Konsequenzen dieser Theilung meiner Aemter, namentlich hinsichtlich des kräftigen Auftretens des Kanzlers im Reichstage, in Ehrfurcht aufmerksam zu machen, und enthalte mich, alle Folgen, welche eine solche Scheidung zwischen Preußen und dem Reichskanzler haben würde, hier zu wiederholen. Eure Majestät geruhten darauf, zu genehmigen, daß einstweilen Alles beim Alten bliebe. Wie ich aber die Ehre hatte, auseinanderzusetzen, ist es für mich nicht möglich, die Stellung eines Ministerpräsidenten beizubehalten, nachdem Eure Majestät für dieselbe die *capitis diminutio* wiederholt befohlen haben, welche in der Aufhebung der Ordre von 1852 liegt. Eure Majestät geruhten außerdem, bei meinem ehrfurchtvollen Vortrage vom fünfzehnten d. Mts. mir bezüglich der Ausdehnung meiner dienstlichen Berechtigung Grenzen zu ziehen, welche mir nicht das Maß der Betheiligung an den Staatsgeschäften, der Uebersicht über letztere und der freien Bewegung in meinen ministeriellen Entschliessungen und in meinem Verkehr mit dem Reichstage und seinen Mitgliedern lassen, deren ich zur Uebernahme der verfassungsmässigen Verantwortlichkeit für meine amtliche Thätigkeit bedarf. Aber auch, wenn es thunlich wäre, unsere auswärtige Politik unabhängig von der inneren und die äußere Reichspolitik so unabhängig von der preussischen zu betreiben, wie es der Fall sein würde, wenn der Reichskanzler der preussischen Politik eben so unbetheiligt gegenüberstände wie der bayerischen oder sächsischen und an der Herstellung des preussischen Votums im Bundesrathe dem Reichstage gegenüber keinen Theil hätte, so würde ich doch nach den jüngsten Entscheidungen Eurer Majestät über die Richtung unserer auswärtigen Politik, wie sie in dem Allerhöchsten Handschreiben zusammengefaßt sind, mit dem Eure Majestät die Berichte des Konsuls in Kiew gestern begleiteten, in der Unmöglichkeit sein, die Ausführung der darin vorgeschriebenen Anordnungen bezüglich der auswärtigen Politik zu übernehmen. Ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinne der beiden hochseligen Vorgänger Eurer Majestät in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat und deren über Erwarten große Bedeutung mir . . . nach seiner Rückkehr aus Petersburg bestätigt hat.

Es ist mir bei meiner Anhänglichkeit an den Dienst des königlichen Hauses und an Eurer Majestät und bei der langjährigen Einlebung in Verhältnisse, welche ich bisher für dauernd gehalten hatte, sehr schmerzlich, aus der gewohnten Beziehung zu Allerhöchstdenselben und zu der Gesamtpolitik des Reiches und Preußens auszuscheiden; aber nach gewissenhafter Erwägung der Allerhöchsten Intentionen, zu deren Ausführung ich bereit sein müßte, wenn ich im Dienst bliebe, kann ich nicht anders, als Eurer Majestät allerunterthänigst bitten, mich aus dem Amte des Reichskanzlers, des Ministerpräsidenten und des preussischen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten in Gnade und mit der gesetzlichen Pension entlassen zu wollen. Nach meinen Eindrücken in den letzten Wochen und nach den Eröffnungen, die ich gestern den Mittheilungen aus Eurer Majestät Civil- und Militärkabinet entnommen habe, darf ich in Ehrfurcht annehmen, daß ich mit diesem meinem Entlassungsgeſuch den Wünschen Eurer Majestät entgegenkomme und also auf eine huldreiche Bewilligung mit Sicherheit rechnen darf. Ich würde die Bitte um Entlassung aus meinen Aemtern schon vor Jahr und Tag Eurer Majestät unterbreitet haben, wenn ich nicht den Eindruck gehabt hätte, daß es Eurer Majestät erwünscht wäre, die Erfahrungen und die Fähigkeiten eines treuen Dieners Ihrer Vorfahren zu benugen. Nachdem ich sicher bin, daß Eurer Majestät derselben nicht bedürfen, darf ich aus dem politischen Leben zurücktreten, ohne zu befürchten, daß mein Entschluß von der öffentlichen Meinung als unzeitig verurtheilt wird.

gez. von Bismarck.

Der Fürst mußte erstaunt sein, als er sechsunddreißig Stunden später das folgende Handschreiben des Kaisers erhielt:

Mein lieber Fürst!

Mit tiefer Bewegung habe Ich aus Ihrem Gesuche vom achtzehnten d. Mts. ersehen, daß Sie entschlossen sind, von den Aemtern zurückzutreten, welche Sie seit langen Jahren mit unvergleichlichem Erfolge geführt haben. Ich hatte gehofft, dem Gedanken, Mich von Ihnen zu trennen, bei unseren Lebzeiten nicht näher treten zu müssen; wenn Ich gleichwohl im vollen Bewußtsein der folgenschweren Tragweite Ihres Rücktrittes jetzt genöthigt bin, Mich mit diesem Gedanken vertraut zu machen, so thue Ich Dies zwar betrübten Herzens, aber in der festen

Zuversicht, daß die Gewährung Ihres Gesuches dazu beitragen werde, Ihr für das Vaterland unerseßliches Leben und Ihre Kräfte so lange wie möglich zu schonen und zu erhalten. Die von Ihnen für Ihren Entschluß angeführten Gründe überzeugen Mich, daß **weitere Versuche**, Sie zur Zurücknahme Ihres Antrages zu bestimmen, keine Aussicht auf Erfolg haben. Ich entspreche daher Ihrem Wunsche, indem Ich Ihnen hierneben den erbetenen Abschied aus Ihren Aemtern als Reichskanzler, Präsident Meines Staatsministeriums und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten in Gnaden und in der Zuversicht ertheile, daß Ihr Rath und Ihre Thatkraft, Ihre Treue und Hingebung auch in Zukunft Mir und dem Vaterlande nicht fehlen werde. Ich habe es als eine der gnädigsten Fügungen in Meinem Leben betrachtet, daß Ich Sie bei Meinem Regierungsantritt als Meinen ersten Berather zur Seite hatte. Was Sie für Preußen und Deutschland gewirkt und erreicht haben, was Sie Meinem Hause, Meinen Vorfahren und Mir gewesen sind, wird Mir und dem deutschen Volke in dankbarer, unvergänglicher Erinnerung bleiben. Aber auch im Auslande wird Ihrer weisen und thatkräftigen Friedenspolitik, die Ich auch künftig aus voller Ueberzeugung zur Richtschnur Meines Handelns zu machen entschlossen bin, allezeit mit ruhmvoller Anerkennung gedacht werden. Ihre Verdienste vollwerthig zu belohnen, steht nicht in Meiner Macht. Ich muß Mir daran genügen lassen, Sie Meines und des Vaterlandes unauslöschlichen Dankes zu versichern. Als ein Zeichen dieses Dankes verleihe Ich Ihnen die Würde eines Herzogs von Lauenburg. Auch werde Ich Ihnen mein lebensgroßes Bildniß zugehen lassen. Gott segne Sie, Mein lieber Fürst, und schenke Ihnen noch viele Jahre eines ungetrübten und durch das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht verklärten Alters. In diesen Gefinnungen bleibe Ich Ihr Ihnen auch in Zukunft treu verbundener, dankbarer Kaiser und König

Berlin, den zwanzigsten März 1890.

Wilhelm, I. R.

Zwei Tage später telegraphirte der Kaiser an den Großherzog von Weimar: „Mir ist so weh ums Herz, als hätte Ich Meinen Großvater noch einmal verloren! Es ist Mir aber von Gott einmal bestimmt; also habe Ich es zu tragen, wenn Ich auch darüber zu Grunde gehen sollte. Das Amt des wachthabenden Offiziers auf dem Staatsschiff ist Mir zugefallen. Der Kurs bleibt der alte; und nun, Voll dampf voraus!“

Die Antwort auf das Entlassungsgeſuch mußte den Empfänger über-
 raſchen, weil ſie, eben ſo wie die nach Weimar gerichtete Depeſche, zu
 verrathen ſchien, daß es den Kaiſer einen unendlich ſchweren ſeellichen
 Kampf gekoſtet habe, ehe er den Muth fand, dem ihn unfagbar ſchmerzenden
 Entſchluß ſeines Kanzlers zuzuſtimmen, und weil ſie von der Ausſicht-
 loſigkeit „weiterer Verſuche“ ſprach, den Fürſten zur Zurücknahme ſeines
 Antrages zu bewegen. Irgend ein Verſuch war nach dieſer Richtung
 niemals gemacht worden, auch nicht der leiſeſte, indirekteſte; es hatte
 ſogar zweier kaiſerlichen Excitatorien bedurft, um Biſmarck zu dem über
 die nächſte Zukunft der deutſchen Geſchichte entſcheidenden Schritt zu drängen,
 und die aus den Worten „weitere Verſuche“ hörbare Andeutung des Bedau-
 erns iſt bis auf dieſen Tag unverſtändlich geblieben. Schon deßhalb iſt es gut,
 daß der Wortlaut des Schreibens vom achtzehnten März jezt allgemein be-
 kannt geworden iſt. Vielleicht wird das Volk, das von dieſen Dingen bisher
 nichts Authentifiſches wußte, nun bald unzweideutig darüber aufgeklärt,
 ob damals etwa in hohen Regionen Zettelungen beſtanden, die zwiſchen
 dem jungen Herrn und dem alten Diener Zwietracht zu ſtiften verſuchten,
 und ob dem Kaiſer, dem Biſmarck als ein körperlich und geiſtig verfallender
 Morphinift geſchildert wurde, am Ende auch über die Abſichten des Kanzlers
 und über bei ihm vergeblich gethane Schritte falſche Nachrichten zugenien. Der
 Fürſt hat die Veröffentlichung ſeines Entlaſſungsgeſuches — er nannte es
 „eins in Anführungſtrichen“ — oft dringend gewünscht, er hat bedauert, daß
 es ihm, mit Rückſicht auf die darin berührten Staatsinteressen, nicht möglich
 ſei, das Schreiben bei Lebzeiten ſelbſt zu publiziren, aber beſtimmt gehofft,
 es werde nach ſeinem Tode ans Tageslicht kommen. Herrn Buſch iſt vor-
 geworfen worden, er habe mit unanſtändiger Haſt gehandelt; es wäre, ſagten
 die Tadler, paſſender geweſen, wenigſtens zu warten, bis der Leib des
 Großen die letzte Ruhestatt gefunden hat. Solche Sentimentalitäten hätte Bi-
 smarck höchſtens mittheilid belächelt. Wenn die Kenntniß des Schreibens für
 die Beurtheilung eines noch dunklen Abſchnittes unſerer Geſchichte wichtig
 iſt, dann durfte ſie nicht zimperlich verzögert werden. Der alte Herr Buſch
 konnte mit gutem Recht glauben, im Geiſt ſeines früheren Gebieters zu han-
 deln, da er nicht erſt wartete, bis von irgend einer „maßgebenden Stelle“ der
 Wunſch erging, das Entlaſſungsgeſuch ruhen zu laſſen. Kein ernſthafter,
 um die Entwicklung der heimlichen Verhältniſſe beſorgter Menſch wird jezt
 geneigt ſein, ohne Roth, ohne äußerſten Zwang traurige Erſcheinungen grell
 zu beleuchten und zur alten neue Bitterkeit zu häufen. Aber ein mündiges

Volk darf auch die Trauertage nicht in der Kinderstube vergreinen. Manchen Sanftmüthigen mag es erfreulich dünken, daß die Leute, die Bismarck das Leben am Meisten vergällt haben, den Toten nun wie einen Halbgott feiern und im Ersinnen neuer Ehren für ihn unerschöpflich scheinen; wer an die Möglichkeit glaubt, klaffende Gegensätze mit Pflästerchen zu überkleben, wird von diesen Bemühungen entzückt sein. Besser aber und würdiger als durch pomphafte Veranstaltungen, die schon der Lebende sehr gering schätzte, ehrt man unseren Fürsten durch den Muth der Wahrhaftigkeit, ehrt ihn Jeder, der nach bestem Wissen und Gewissen auszusprechen versucht, „was ist“. Ein Volk, das solchen Helden erst geschminkt und offiziell hergerichtet sehen möchte, ehe es ihm im Pantheon einen Platz anweist, wäre des Helden wahrlich nicht werth . . . Bismarck wollte seine politische Lebensarbeit als mit dem Tode des alten Kaisers abgeschlossen betrachtet sehen und für die bald darauf folgende Entwicklung nicht verantwortlich gemacht werden; deshalb wünschte er, auf seinem Leichenstein solle die schlichte, fast allzu demüthige Inschrift stehen: „Fürst Bismarck, ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms des Ersten.“ An diese Dienstzeit dachte wohl Herr Busch, als er seiner nüglichen Enthüllung das Motto aus dem Buch Jesus Sirach gab: „Es stehet in Gottes Händen, daß es einem Regenten gerathe; Derselbige giebt ihm einen löblichen Kanzler. Einem weisen Knecht muß der Herr dienen; und ein vernünftiger Herr murret nicht darum.“ Das deutsche Volk hat jetzt die Gründe kennen gelernt, die den löblichen Kanzler aus dem Dienst des dritten Kaisers trieben und ihn zwangen, acht Jahre thatenlos zu verfeulen; sie harret der Ergänzung, die nur der gekrönte Vertrauensmann der Nation ihr gewähren oder versagen kann.

* * *

Goethe läßt die in die irdische Hülle des Nestorsohnes Antiochos gekleidete Pallas Athene also zu Achilles sprechen, der ein kurzes, rühmliches Leben einer langen, ermattenden Laufbahn vorzog:

Stirbt mein Vater dereinst, der graue, reife Nestor,
 Wer beklagt ihn alsdann? Und selbst von dem Auge des Sohnes
 Wälzet die Thräne sich kaum, die gelinde. Völlig vollendet
 Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.
 Aber der Jüngling, fallend, erregt unendliche Sehnsucht
 Allen Künftigen auf und Jedem stirbt er aufs Neue,
 Der die rühmliche That mit rühmlichen Thaten gekrönt wünscht.

Völlig vollendet, wie Nestor, ist Bismarck gestorben. Dennoch erregt er, fallend, unendliche Sehnsucht und dem Dreiundachtzigjährigen

folgt in die Familiengruft der Seufzer, der Goethes Göttin beim Tode des Achilles von der Lippe glitt: „Ach, daß schon so frühe das schöne Bildniß der Erde fehlen soll, die weit und breit am Gemeinen sich freuet!“ Ist es nicht wunderbar, nicht ein nie vorher noch gesehenes Schauspiel, daß um einen an der Grenze des Daseins angelangten, fast ein Jahrzehnt nun schon machtlosen Greis in der Germanenwelt getrauert wird, als wäre ein heldisch ins Leben blickender Jüngling gestorben, dessen lockiges Haupt die Hoffnung mit der Strahlenkrone des Retters schmücken zu dürfen wähnte? Das seltsame Räthsel wird nicht gelöst, wenn man den Staunenden sagt, die Trauer gelte nicht dem Manne, sondern der Zeit, als deren letzter, größter Repräsentant er ins Grab gesunken sei; die Heroenzeit der deutschen Geschichte ist seit dem März 1888 dahin, seit dem März 1890 eingeturmt, das Gewimmel der Vielzuvielen fühlt sich an den immer gedeckten Brunnentafeln der neuen Ära einstweilen sehr wohl, und wer an vergangene Herrlichkeit zu erinnern wagte, Der wurde, während man lärmend weit und breit am Gemeinen sich freute, als ein Festspielverderber barsch in den Winkel gewiesen. Nein: die Totenklage des lebenden Geschlechtes, das zu neuen Ufern ein neuer Kahn lockt, gilt nicht der entschwundenen Zeit, gilt auch nicht dem Politiker, dem Reichsgründer, dessen Tagewerk nach der Ansicht der Mehrheit gethan war und der in Lebensfragen der sozialen Rechtsordnung das moderne Empfinden oft zu entschiedenem, mitunter sogar zu empörtem Widerspruch zwang. Den Verlust eines unersehbaren Menschen bejammert die Menschheit, Eines, den selbst der erbitterteste Feind im harten Kampf der Meinungen nicht missen mochte, und unendliche Sehnsucht wird durch die Gewißheit geweckt, daß dem leidenschaftlichen Menschenbedürfniß, verehrend zu lieben, für lange, vielleicht für immer, der große Gegenstand fehlen wird. Keine ärgere Thorheit läßt sich denken als die der guten Leute, die den Fürsten Bismarck anderen Staatsmännern vergleichen, ihn etwa gar, wie es eben erst der wackere Herr Crispi that, zu ehren glauben, wenn sie ihn neben Gladstone stellen. Die Frage ist müßig, ob es stärkere, in der Einheit ihrer Weltanschauung besser zum Anspruch der Zeit gestimmte, mit hellerer Einsicht in nahende Nothwendigkeiten begabte Politiker gab, geben wird, geben kann: was den von langer Wanderung Rastenden aus der Reihe der politischen Meister hebt, ist, daß er mehr war als ein Politiker. Auch Gladstone wollte mehr sein; er schwitzte, als Polyhistor und Dilettant in allen schwierig scheinenden Wissenschaften, über Büchern und Papier und kam über eine kümmerliche Kärnerarbeit doch nicht

hinaus. Bismarck war kein Buchmensch; er hatte nach heutigem Begriff nicht besonders viel, das Wenige aber gut gelesen und das einmal Aufgenommene nicht mit dem Ballast des Bildungsphilisteriums überbürdet; wohl das Meiste von Dem, was Naturkenntniß und Oekonomie in den letzten Jahrzehnten geleistet haben, war dem Alternen fremd geblieben und er sprach über die Eroberungen der Wissenschaft von je her gern mit der Geringschätzung des Naturburschen, der von grauer Theorie nichts hält und über den Werth der gepriesenen Systeme die Nase rümpft. Er gehörte mit Haut und Haar von Jugend auf zum horazischen *genus irritabile vatum*: er hatte die leidenschaftliche Subjektivität, die empfindsamen Nerven, die musische Grundstimmung und das heiße Temperament des genial geborenen Künstlers. Deshalb sah er stets Menschen, wo Andere nur Sachen, nur theoretische Fragen sahen; deshalb konnte er sich von einem Vorurtheil, einer Sympathie oder Antipathie, die eine Persönlichkeit ihm erregt hatte, nur schwer wieder befreien; und deshalb lebte in seinem Sinn plastisch nur, was sein Auge erblickt hatte, und von der Lage des Industriearbeiters, der, bis er stirbt, in einer Riesenmaschine ein in ewigem, monotonem Gleichmaß bewegtes Rädchen ist, entstand ihm kaum eine klare Vorstellung. Ist es Zufall, daß den Politiker der Pfad so oft an ein Ziel führte, das er gar nicht gesucht hatte, — bis er eines Tages ironisch sagte, man komme am Weitesten, wenn man nicht wisse, wohin man gehe? Des alten Preußenstaates Art gegen alldeutsche Zuchtlosigkeit und Nationalitätenschwindel zu bewahren, war der eigensinnige Vorurtheil ausgezogen: er fand eine Kaiserkrone und bereitete rüstig noch die Zeit, da Preußen in Deutschland aufgehen muß. Für junkerliche Ideale wollte der feudale Genosse der Stahl und Gerlach, der Hasser bürgerlicher Anmaßung, kämpfen: er wurde der Exponent der großbourgeoisen Entwicklung und führte das früher befehdtete Bürgerthum auf den Gipfel industrieller und händlerischer Macht. Nur die Leidenschaft, deren Wirbelwind die Schwelte fängt, kann solche Irrsal erklären. Und es ist keine Uebertreibung, zu sagen, daß Bismarck in Leidenschaften lebte und starb; sie glühten, wie Lava aus dünner Schneeschicht, noch aus den Gebieterzügen des Greisenhauptes hervor. Hier wurzelte seine Kraft, wurzelten auch seine wundervollen Tragoedienfehler, — wenn durchaus denn moralisirend von Fehlern des Genius gesprochen werden muß. Man liebt im neuen Deutschland das stürmische Temperament nicht; man hat es selbst Bismarck nur gnädig verziehen. Aber die Leidenschaftlichen bleiben bis zum letzten Wank jung und wecken im Scheiden noch, wie der schöne Pelide, unendliche Sehnsucht.

Letzter Gruß.

Schwarz zog es heran in Todesgestalt
Und es rauschte und brauste im dunklen Wald —

Da that Er den letzten Athemzug
Und neigte das Haupt — es war genug.

Beim trüben, flackernden Kerzenlicht
Da liegt nun das starre Angesicht.

Laß uns eine kurze Weile hinein,
Einen Augenblick, bitt' ich, laß uns allein.

Und was Du im Leben nimmer erlaubst:
Laß uns niederknien, laß uns kränzen das Haupt.

Laß uns küssen die wächserne, kalte Hand,
Die so kräftig für uns den Schwertgriff umspannt,

Laß uns küssen die Stirn, die für uns gedacht,
Die für uns gesorgt und für uns gewacht,

Laß uns küssen die Lippen tot und bleich,
Die an blühendem Wort, an Gedanken so reich,

Laß uns küssen das Herz, das so fest und treu
Und so grad und so stolz und so jung und so frei.

Wohl bist Du der Kanzler ewiglich;
Doch uns warst Du mehr: wir liebten Dich.

Wohl braust der Ruhm, wohl gleißt die Ehr',
Doch die Liebe ist besser — und Dir galt sie mehr.

Sie war nicht erloschen, sie ist nicht verloht,
Sie trug die Verbannung, sie trägt den Tod.

Und als Dich die Welt vereinsamt sah,
Wir waren in Wort und Gedanken Dir nah.

So laß uns auch nun die Ersten sein,
Zu knien und zu trauern am Totenschrein . . .

Nun kommt und laßt uns vorübergehn —
O könntest Du uns noch einmal sehn!

Zu Tausend und Tausend, in endloser Reih'
Von nah und fern — vorbei, vorbei . . .

Und den letzten Gruß mit Mund und Hand
Und den thränenden Blick Dir zugewandt:

Leb wohl, leb wohl, der Du unser bist,
Den ein deutsches Herz nie und nimmer vergißt . .

Nun mag die Welt ihren Toten haben
Und ihn mit Pomp und Posaunen begraben.

Hamburg.

Theodor Suse.



Ein neuer Stand.

Der Kaiser hat die Professoren Slaby, Baunhardt und Inge an den Technischen Hochschulen zu Charlottenburg, Hannover und Aachen in das Herrenhaus berufen. Das ist eine Ehrung, die, wie ausdrücklich betont wurde, die hohe Stellung bezeichnen soll, die die Technik am Ende des Jahrhunderts sich in der Welt errungen hat. Die Ingenieure sind dadurch salonfähig, ihre officiellen Vertreter hoffähig geworden.

Der Beruf des Ingenieurs galt bisher in Deutschland nicht als „vornehm“. Man sah in ihm mehr den Arbeiter, der an ein eng umgrenztes, dem gebildeten Publikum in seinen Einzelheiten durchaus unzugängliches Fach gebunden war und dem die feinere Bildung, wie sie auf den Universitäten gelehrt wird, fehlt. Und diese Beurtheilung traf nicht nur den Menschen, den Vertreter des Faches, sondern auch alle Dinge, die mit ihm und seinem Beruf in Verbindung standen, selbst seine literarischen Leistungen. Das läßt ein Blick in unsere vornehmsten Zeitschriften erkennen. Mag auch eine noch so hervorragende technische Neuerung dort geschildert werden, durch die der Wohlstand des Volkes vermehrt und ihr Leben veredelt werden kann: der Bericht darüber steht hinter dem gleichgiltigsten politischen Artikel. Es ist kaum nöthig, zu erwähnen, wie ganz anders die Stellung der Vertreter der praktischen Künste in den anderen Großstaaten sich gestaltet hat, wo man in ihnen die wesentlichsten Kulturträger und die wirklichen Vermehrter des Volksvermögens sieht. Eigentlich ist die ungünstige Stellung des Ingenieurs in Deutschland nicht einmal ganz verständlich; denn seine Vorbildung ist meist die selbe wie die seiner akademischen Genossen. Auch er hat, genau wie der zukünftige Jurist, Theologe, Arzt und Lehrer, an der konservativsten der Wissenschaften, die das Gymnasium bietet, zuerst seinen Geist geschult. Aber in dem Augenblick, wo er die Matrikel auf der Technischen Hochschule empfangen hat, sinkt auch sein gesellschaftlicher Werth seinen früheren Mitschülern gegenüber, die in die Hallen der Alma Mater aufgenommen wurden.

Es wäre interessant, einmal die Wissensmenge, die der Hochschulingenieur, um den Forderungen des Staates zu genügen, in sich aufnehmen muß, mit der Summe der Kenntnisse zu vergleichen, die der Jünger der Jurisprudenz zu bewältigen hat. Natürlich bin ich nicht so kindlich, die Wissenschaften gegen einander abzuwägen zu wollen; ich spreche hier nur von den Anforderungen, die der Staat an seine Kandidaten stellt. Dem Juristen gelingt es meist während eines Jahres, mit der Hilfe eines geschickten Einpankers sein Ziel zu erreichen; beim Techniker ist eine abgekürzte Methode ganz ausgeschlossen und nur ein anstrengendes, ununterbrochenes Studium während der acht oder mehr Semester befähigt ihn zum Examen. Aber die Hochschule bestraßt ihre Jünger noch immer mit einem gewissen Glanz; er schwindet, sobald der junge Ingenieur in das Leben selbst eintritt. Seine gesellschaftliche Stellung ist nun eine höchst bescheidene, besonders, wenn man sie mit dem glänzenden Relief vergleicht, das den Regierungsrath oder gar den jungen Staatsanwalt umgibt. Je weiter unser Ingenieur auf der bürgerlichen Stufenleiter aufsteigt, um so mehr häufen sich die Vorurtheile gegen seinen Stand und er erfährt bei jeder Gelegenheit und an allen Orten, daß er einer minderwerthigen Klasse angehört. Gelingt es ihm gar, durch Geist und Fleiß so weit emporzuklimmen, daß er es

wagen darf, an das Thor zu klopfen, das zur ersten Stellung in irgend einem Amt führt, dann muß er erfahren, daß für ihn sich dieses Thor niemals öffnet. Fast alljährlich wird denn auch in den Zeitungen darüber geklagt, daß die leitenden Stellungen in technischen Staatsbetrieben durch Juristen und nicht durch Fachleute besetzt werden; und wiederholt ist in den Parlamenten in heißen Debatten dieser Uebelstand besprochen worden. Gewöhnlich wird dann erwidert, daß eine erste Stellung stets ein Verwaltungsamt sei, für das der Jurist eben am Besten passe. Auf unseren Technischen Hochschulen empfängt jetzt aber auch der Ingenieur die Rechtskenntnisse, die zur Verwaltung und Leitung irgend einer technischen Behörde nothwendig sind. Die Frage ist aber viel besser zu beurtheilen, wenn man die Verwaltungsweise in den großen technischen Privatbetrieben ins Auge faßt. Man denke an die Geschäftshäuser der Siemens, der Krupp, der Borsig, der Rathenau und Anderer, an die Eisenbahnkönige in den Vereinigten Staaten und an die großen Privatunternehmungen in anderen Kulturländern. Ihre Geschäftsleitung wurde fast in allen Fällen durch den Erfolg gekrönt, ja, die staatlichen Verwaltungen erscheinen dagegen oft schwermüthig und minder geschickt. Diese Beobachtung wird theilweise allerdings durch das minderwerthige Material der Militäranwärter erklärt, das diese Verwaltungen, der Noth gehorchend, verbrauchen müssen. Jedenfalls ist nicht zu übersehen, daß die Leiter in den Privatbetrieben fast immer Techniker, zuweilen Kaufleute, niemals aber Juristen sind und daß diese Betriebe dennoch vortrefflich gebethen. Sollte, was im bürgerlichen Leben möglich ist, nicht auch in den staatlichen Verwaltungen zu erreichen sein?

Man wird antworten, daß die Frage nicht so gestellt werden darf, daß es sich hier nicht um das Können, sondern um das äußere Ansehen, um die soziale Stellung handelt. Man meint, ein höherer Jurist vertrete das Amt nach außen besser als der Ingenieur. Hier sind wir beim richtigen Wort angelangt: der Jurist repräsentirt besser, — wenigstens nach der Ansicht der maßgebenden Gesellschaft. Noch andere Umstände kommen hinzu. Bisher war man im Kreise der Techniker sehr gleichgiltig gegen Titel. Der akademisch gebildete Ingenieur und der einfache Zeichner führten in der Gesellschaft die selbe Flagge; während sonst unter den Akademikern der Mensch erst beim Doktor beginnt, stand der Ingenieur nackt und kahls und titellos innerhalb der Gesellschaft.

Unser Jahrhundert ist mit Recht das technische genannt worden; auch die Sitten und die gesellschaftlichen Regeln, die besonders konservativ zu sein pflegen, beugen sich nun der neuen Wissenschaft. Der Respekt vor dem Können unserer Ingenieure wächst von Tag zu Tag. Rein äußerlich zeigt sich Das auch im Gefüge unserer Staatsordnung, die jetzt dem staatlich geprüften Hochschüler die selben Titel verleiht wie dem jungen Juristen. Der Beruf des Ingenieurs ist „vornehm“ geworden; er hat sich aus eigener Kraft seine Stellung erkämpft. Durch den neuesten Erlass des Kaisers ist nun auch von höchster Stelle aus sein Werth für den Staat bestätigt worden. Mögen dieser äußeren Ehrung, die ich durchaus nicht unterschätze, bald auch praktische und greifbare Vergünstigungen folgen! Unsere Techniker sehnen sich nach einer einheitlichen, selbständigen Verwaltung ihrer Angelegenheiten, nach einem Ministerium für Technik, und wir wollen hoffen, daß dieser berechnigte Wunsch nicht allzu lange auf Erfüllung zu warten hat.

Der Profurator von Judaea.

Nellius Vamia, der aus vornehmem italienischen Geschlecht stammte, hatte noch nicht das Knabengewand abgelegt, als er schon die Schule von Athen bezog, um Philosophie zu studiren. Später nahm er seinen Aufenthalt in Rom. Dort führte er in seinem Hause unter jungen Eüstlingen ein äppiges Leben. Als man ihn eines sträflichen Verhältnisses mit Lepida, der Frau des Konsuls Sulpicius Quirinus, beschuldigte und sich diese Anschuldigung als wahr erwies, schickte ihn der Kaiser Tiberius ins Exil. Er war damals dreiundzwanzig Jahre alt. Während seiner achtzehn Jahre dauernden Verbannung durchwanderte er Syrien, Palästina, Kappadozien, Armenien; er verweilte lange in Antiochia, Caesarea und Jerusalem. Als, nach dem Tode des Tiberius, Caligula auf den Thron gelangte, erhielt Vamia die Erlaubniß, nach Rom heimzukehren. Er gelangte sogar wieder in den Besitz eines Theiles seiner Güter. Sein Schicksal hatte ihn inzwischen klüger und bedächtiger gemacht.

Er vermied jeden Umgang mit Frauen, die einen freien Lebenswandel führten; er strebte nicht nach öffentlichen Aemtern, hielt sich abseits von der Straße der Ehren und lebte verborgen in seinem Hause. Er brachte zu Papier, was er Merkwürdiges auf seinen langen Reisen erlebt hatte; so machte er, wie er sagte, die vergangenen Leiden zur Unterhaltung seiner gegenwärtigen Stunden. Mitten in diesen friedlichen Arbeiten und im fleißigen Studium der Bücher Epikurs bemerkte er mit einiger Ueberraschung und leisem Kummer, daß ihm das Alter nahe. In seinem zweiundsechzigsten Jahre, gequält von einem ziemlich unangenehmen Schnupfen, ging er nach Bajae, um dort die Bäder zu gebrauchen. Diese Küste war damals von reichen und vergnügungslüchtigen Römern sehr stark besucht. Seit einer Woche nun lebte Vamia allein und ohne Freunde in der lärmenden und glänzenden Menge, als ihm eines Tages nach dem Mittagßmahl in guter Laune der Gedanke kam, die Hügel zu besteigen, die, gleich Bacchantinnen mit Weinlaub bekränzt, hinab in die Fluthen blickten. Als er auf dem Gipfel angelangt war, setzte er sich am Rande des Weges unter einer Terebinthe nieder und ließ seinen Blick über die schöne Landschaft schweifen. Zu seiner Linken streckten sich blaß und nackt die phlegreäischen Felder bis zu den Ruinen von Kumae. Zu seiner Rechten bohrte das misenische Cap seine scharfen Sporen in das tyrrhenische Meer. Zu seinen Füßen gegen Osten breitete das reiche Bajae, dem grazidßen Zuge des Ufers folgend, seine Gärten aus, seine von Statuen bevölkerten Villen, prächtige Thore und Marmorterrassen. So lag er träumend am blauen Meer, in dessen Fluth die Delphine spielten. Vor ihm, auf der anderen Seite des Golfes, auf der campanischen Seite, vergoldet von der untergehenden Sonne, glänzten die vom Vorber umbuschten Tempel des Posilipp und ganz in der Tiefe des Horizontes winkte der Vesuv.

Vamia zog aus einer Falte seiner Toga eine Rolle, die die „Abhandlung über die Natur“ enthielt, streckte sich auf der Erde aus und begann zu lesen. Aber die Ruhe eines Sklaven schreckten ihn auf; er sollte einer Sänfte Platz machen, die eben den schmalen Bergweg emporgetragen wurde. Als sich die offene Sänfte

näherte, sah Samia ausgestreckt auf den Polstern einen Greis von großer corpulenz, die Stirn in der Hand, stolz und finster um sich blickend. Seine Adlernase senkte sich auf die Lippen nieder, die ein vorspringendes Kinn und mächtige Sinnbaden zusammenpreßten. Gleich glaubte Samia dieses Gesicht zu erkennen; einen Augenblick schwankte er, dann sprang er auf und wandte sich mit einer Bewegung der Ueberraschung und der Freude zur Sänfte. „Pontius Pilatus!“ schrie er. „Den Göttern sei Dank, daß es mir vergönnt ist, Dich wiederzusehen.“

Der Greis befohl mit einem Wink den Sklaven, zu halten, und betrachtete aufmerksam den Mann, der ihn grüßte.

„Pontius, mein theurer Wirth“, hub Dieser wieder an, „haben zwanzig Jahre mein Haar so sehr gebleicht, mir so tiefe Furchen ins Gesicht gezogen, daß Du Deinen alten Freund Aelius Samia nicht erkennst?“

Bei diesem Namen stieg Pontius Pilatus aus der Sänfte, und zwar so rasch, wie es ihm die Müdigkeit seines Alters und die Schwerfälligkeit seiner Glieder gestattete. Dann umarmte er zweimal den Aelius Samia.

„Gewiß ist es mir süß, Dich wiederzusehen“, sagte er. „Ach, Du erinnerst mich an alte Tage, als ich noch Procurator von Judaea war, noch in der Provinz Syrien lebte. Dreißig Jahre ist es her, seit ich Dich zum ersten Male sah. Es war zu Caesarea, wohin Du die Langweile Deiner Verbannung schlepptest. Ich war glücklich, Dir diese Oede ein Wenig mildern zu können. Und aus Freundschaft folgtest Du mir dann in jenes traurige Jerusalem, wo die Juden mich mit Aerger und Ekel getränkt haben. Zehn Jahre bliebst Du dort mein Gast und mein Genosse, und wenn wir Beide von der ‚Ewigen Stadt‘ sprachen, so trösteten wir uns, Du Dich über Dein Unglück, ich mich über meine Größe.“ Noch einmal umarmte ihn Samia.

„Du sagst nicht Alles, Pontius. Du sagst nicht, daß Du zu meinen Gunsten zu Herodes Antipas sprachst und daß Du mir Deine Börse großmüthig öffnete.“

„Neben mir nicht davon“, antwortete Pontius. „Du warst ja kaum nach Rom zurückgekehrt, als Du mir durch einen Deiner Freigelassenen eine Summe Geldes schicktest, die mich mit Wucherzinsen bezahlte.“

„Pontius, wir sind nicht quitt durch diese Summe Geldes! Aber sage mir, haben die Götter Deine Wünsche erfüllt, hast Du das Glück, das Du verdienst? Neben mir von Deiner Familie, Deinem Schicksal, Deiner Gesundheit.“

„Ich lebe zurückgezogen in Sizilien, wo ich Ländereien besitze, das Land bewirthschafte und meinen Weizen verkaufe. Meine älteste Tochter, meine theure Pontia, ist Wittve geworden; sie lebt bei mir und leitet mein Hauswesen. Ich habe, den Göttern sei Dank, die Stärke meines Geistes bewahrt, mein Gedächtniß ist nicht geschwächt; aber das Alter kommt nicht ohne ein langes Gefolge von Schmerzen und Ungemach. Mich plagt die Gicht und Du siehst mich jetzt hier gegen meine Leiden ein Mittel suchen. Dieser brennende Boden, aus dem nachts die Flammen schlagen, athmet scharfe Schwefeldämpfe aus; sie sollen die Schmerzen stillen und den versteiften Gliedern die Biegsamkeit wiedergeben können; so sagen wenigstens die Alten.“

„Mögest Du es, Pontius, an Dir selbst erfahren! Aber trotz Deiner Gicht und ihrem scharfen Zahn scheinst Du kaum so alt wie ich, obgleich Du

in Wahrheit um zehn Jahre älter bist. Du hast Dir mehr Kraft erspart, als ich je besaß, und ich freue mich, Dich so wiederzufinden. Warum aber, Liebster, hast Du den öffentlichen Aemtern entsagt? Warum hast Du nach der Verwaltung von Judaea es vorgezogen, auf Deinen Gütern in Sizilien im freiwilligen Exil zu leben? Berichte mir von Deinen Handlungen seit dem Augenblick, wo ich aufhörte, ihr Zeuge zu sein. Du bereitetest Dich gerade vor, einen Aufstand der Samaritaner niederzuwerfen, als ich nach Kappadozien ging, um einigen Gewinn aus der Zucht von Pferden und Mauleseln zu ziehen. Seit jener Zeit habe ich Dich nicht wiedergesehen. Berichte mir also, sprich! Alles, was Dich betrifft, interessiert mich."

Pontius Pilatus schüttelte traurig das Haupt.

"Pflichteifer und Sorge haben mich dazu getrieben, mein Amt nicht nur mit Fleiß, sondern sogar mit Liebe zu verwalten; aber der Haß hat mich ohne Unterlaß verfolgt, Intrigue und Verleumdung haben meinen Lebensbaum ins Mark getroffen und die Früchte verborrt, ehe sie zur Reife kamen. Du fragst mich nach dem Aufstande der Samaritaner? Komm, setz Dich zu mir auf diesen Hügel, ich werde Dir mit wenigen Worten Antwort geben; die Ereignisse sind mir so gegenwärtig, als hätte ich sie gestern erlebt.

Ein Mann aus dem niederen Volk, mit der Rede Gewalt begabt, wie es deren Viele in Syrien giebt, bewog die Samaritaner, sich in bewaffneten Schaaren auf dem Berge Gazim, der als ein heiliger Ort gilt, zu versammeln. Er versprach, ihnen die heiligen Gefäße zu zeigen, die ein einheimischer Halbgott, genannt Moses, zu den Zeiten des Eubander und des Aeneas, unseres Veltervaters, dort verborgen hatte. Darauf empörten sich die Samaritaner. Aber ich wurde rechtzeitig verständigt, ließ den Berg durch Fußvolk umzingeln und durch Reiterei bewachen. Diese Maßregel, die meine Klugheit mir eingab, erwies sich als nöthig, denn schon belagerten die Rebellen die Burg von Tyrathaba, die am Fuß des Berges Gazim liegt. Ich zerstreute sie leicht und erstickte die Revolte, ehe sie noch recht zum Ausbruch kam. Und um dann mit wenigen Opfern ein großes Beispiel zu geben, übermittelte ich dem Henker die Häupter der Verschwörung. Aber Du weißt, Samia, in welcher engen Abhängigkeit mich der Prokonsul Vitellius hielt, der Syrien nicht für, sondern gegen Rom regierte und der glaubte, die Provinzen des Reiches seien wie Pachtgüter des Viersürsten zu verwalten. Die Häuptlinge der Samaritaner umfaßten seine Knie und weinten ihren Haß gegen mich aus. Wenn man sie hörte, so lag ihnen nichts ferner als Ungehorsam gegen den Kaiser. Ich hätte sie provoziert; und um meinen Gewaltthätigkeiten zu widerstehen, hätten sie sich um Tyrathaba versammelt. Vitellius hörte ihre Klagen, übergab die Geschäfte der Provinz seinem Freunde Marcellus und befahl mir, mich vor dem Kaiser zu rechtfertigen. Das Herz voll Kummer und Groll, ging ich an Bord. Als ich in Italien landete, starb Liberius, durch Alter und Sorge um das Reich aufgerieben, plötzlich auf dem Cap Misenum, jenem Cap, das Du dort in dem Abendnebel ragen siehst. Ich verlangte Gerechtigkeit von Caligula, seinem Nachfolger, der einen natürlichen, lebhaften Geist hatte und von den syrischen Dingen Kenntniß besaß. Aber, Samia, bewundere mit mir die Ungerechtigkeit des Schicksales, das mir übel wollte! Der Kaiser hatte damals in Rom den Juden Agrippa bei sich, seinen Genossen und Jugendfreund, den

er mehr liebte als seiner Augen Licht; und Agrippa begünstigte den Vitellius, einen Feind des Antipas, den Agrippa mit seinem Haß verfolgte. Der Kaiser gab den Gefühlen seines theuren Kriates nach und verweigerte sogar, mich anzuhören. Ich mußte den Nacken unter eine unerbittliche Ungnade beugen; meine Thränen mußte ich hinunterwürgen, meinen Gram verbeißen! Und so zog ich mich auf meine fyllischen Güter zurück, wo mich der Schmerz hingerafft hätte, wenn nicht meine theure Pontia gekommen wäre, ihren Vater zu trösten. Ich habe Weizen gesät und die schönsten Garben der Provinz sind die meinen; heute ist mein Leben abgeschlossen. Die Zukunft wird entscheiden zwischen Vitellius und mir."

"Pontius", antwortete Ramia, „ich bin überzeugt, daß Du gegen die Samaritaner in gerechter Weise und im Interesse Roms vorgegangen bist. Aber bist Du in diesem Fall nicht zu sehr Deiner heftigen Natur gefolgt, die Dich immer fortreibt? Du weißt, daß ich Dir, obwohl ich, jünger als Du, wohl heftiger hätte sein dürfen, trotzdem immer zu Milde und Sanftmuth rieth."

"Sanftmuth gegen die Juden!" schrie Pontius Pilatus. „Wenn Du auch mit ihnen gelebt hast, so kennst Du doch schlecht diese Feinde der Menschheit. Stolz und niedrig zugleich, eine erbärmliche Feigheit mit einer unbefieglichen Hartnäckigkeit verbindend, ermüden sie die Liebe und den Haß. Ich habe meinen Geist an den Grundsätzen des göttlichen Augustus gebildet. Schon als ich Procurator von Judaea wurde, strahlte die Glorie des römischen Friedens über die Erde; man sah nicht mehr, wie früher, in den bürgerlichen Wirren die Prokonsuln sich an dem Raub der Provinzen bereichern; ich kannte meine Pflicht. Ich gab mir Mühe, nur mit Weisheit und Mäßigung zu herrschen. Die Götter sind meine Zeugen: ich war nur eigensinnig in der Milde! Wohin haben mich meine wohlwollenden Gedanken geführt! Du hast mich gesehen, Ramia, als zu Beginn meiner Herrschaft der erste Aufstand losbrach; soll ich Dir die näheren Umstände ins Gedächtniß rufen? Die Garnison von Caesarea hatte ihr Winterquartier in Jerusalem bezogen, die Legionäre trugen auf ihren Feldzeichen das Bild des Kaisers. Dieser Anblick beleidigte die Bewohner von Jerusalem, die die Gottheit des Kaisers nicht anerkannten, — als ob es, wenn es sich ums Gehorchen handelt, nicht ehrenhafter ist, einem Gott zu gehorchen als einem Menschen! Die Priester kamen vor mein Tribunal, um mit hochfahrender Demuth mich zu bitten, die Feldzeichen aus der Heiligen Stadt zu entfernen. Ich weigerte mich, aus Achtung vor der Gottheit des Kaisers und der Majestät des Reiches. Da ließ der Pöbel, der sich rasch mit seinen Priestern verband, rings um meinen Stuhl drohende Forderungen hören. Ich befahl den Soldaten, ihre Lanzen um den Thurm Antonia herum in Bündeln zusammenzustellen und, mit Stäben bewehrt, wie die Viktoren, die freche Menge zu zerstreuen. Aber die Juden, unempfindlich für Schläge, beschworen mich ohne Ermatten und die Hartnäckigsten von ihnen warfen sich auf die Erde, boten ihren Hals dar und starben unter den Schlägen. Du warst damals Zeuge meiner Demüthigung, Ramia; den Befehlen des Vitellius folgend, mußte ich die Feldzeichen nach Caesarea zurückziehen. Diesen Schimpf hatte ich nicht verdient. Im Angesicht der ewigen Götter schwöre ich, daß ich kein einziges Mal während meiner Herrschaft die Geseze und die Gerechtigkeit verletzt habe. Aber ich bin alt, meine Feinde und meine Verleumder sind tot, ich sterbe ungerächt. Wer wird mein Andenken vertheidigen?"

Er senfte und schwieg. Lamia antwortete:

„Es ist weise, angesichts der ungewissen Zukunft weder Hoffnung noch Furcht zu empfinden. Was kümmert es uns, was die Menschen von uns denken werden? Wir haben keine andere Zeugen und Richter als uns selbst. Suche den Frieden, Pontius Pilatus, in dem Zeugniß, das Du Dir selbst von Deinen Tugenden ablegst, begnüge Dich mit Deiner eigenen Achtung und mit der Deiner Freunde. Uebrigens regirt man die Völker nicht mit Milde allein. Das Mitleid mit dem Menschengeschlecht, das die Philosophen lehren, hat geringen Antheil an den Handlungen der Menschen, die öffentliche Stellungen bekleiden.“

„Lassen wir Das“, sagte Pontius Pilatus. „Die Schwefeldämpfe, die aus den phlegmatischen Felsen aufsteigen, haben nur Kraft, wenn sie aus sonnenwarmer Erde kommen. Ich muß eilen. Lebe wohl! Aber da ich einen Freund wiedergefunden habe, so will ich von diesem Glück Gebrauch machen. Melius Lamia, gewähre mir die Gunst, morgen abends beim Nachtessen mein Gast zu sein. Mein Haus liegt an der Küste, am Ende der Stadt, auf der Seite von Misenum. Du wirst es wohl gleich am Portikus erkennen: eine Malerei stellt darauf Orpheus zwischen den Tigern und Löwen dar, die er mit den Tönen seiner Lyra entzückt. Auf morgen, Lamia,“ sagte er, während er in die Säufte stieg. „Morgen wollen wir von Judaea sprechen.“



Am nächsten Tageschritt Lamia zur Stunde des Abendessens in das Haus des Pontius Pilatus. Zwei Pfähle nur warteten der Tischgenossen. Der Tisch, ohne Prunk, aber mit Geschmack verziert, trug silberne Schüsseln mit den seltensten Gerichten: Feigenesser in Honig, harte Wachteln von köstlicher Frische, Austern, Lammbraten. Pontius und Lamia befragten einander während des Essens über ihre Krankheit, schilderten ausführlich die Symptome und nannten die verschiedenen Mittel, die man ihnen empfohlen hatte. Dann beglückwünschten sie einander, in Bajae zu sein, priesen die Schönheit der Küste und die milde Luft, die sie athmeten. Lamia feierte die Anmuth der Hetären, die am Strande vorübergingen, beladen mit Gold und die gekleideten Schleier hinter sich herschleppend. Aber der alte Prokurator beklagte eine eitle Großthuererei, die, um Steine und spinnenwebartige Gewänder zu bekommen, das römische Geld zu fremden Völkern schleppe, sogar zu Feinden des Reiches. Dann sprachen sie von den großen Arbeiten, die man in der Gegend begonnen hatte, von der wundervollen Brücke, die Caligula zwischen Puteoli und Bajae erbaut, von den Kanälen, die Augustus graben ließ, um das Meerwasser in den averner und lucriner See zu leiten.

„Auch ich“, sagte Pontius senkend, „wollte große Arbeiten zum öffentlichen Wohl durchführen. Als ich zu meinem Unglück die Herrschaft über Judaea erhielt, entwarf ich den Plan zu einem Aquädukt von zweihundert Stadien, der reichliches und reines Wasser nach Jerusalem führen sollte. Höhe des Niveaus, Tragfähigkeit, Gestalt der erzenen Röhre, an die sich die Leitungsröhre schließen sollten, — Alles hatte ich studirt und nach dem Rathe der Sachverständigen selbst geplant. Ich arbeitete auch ein Reglement für eine Wasserpolizei aus, damit kein Privatmann ohne Erlaubniß der Leitung Wasser entziehe. Die Baumeister und Werk-

leute waren bestellt, ich gab den Befehl zum Beginn der Arbeit. Aber statt diesen Bau, der auf mächtigen Bogen ihnen gesundes Wasser in die Stadt gebracht hätte, mit Freuden zu begrüßen, stießen die Jerusalemiten ein jämmerliches Geheul aus. Sie scharten sich tumultarisch zusammen, schrien über Sakrilegium, warfen sich auf die Arbeiter und rissen die Grundsteine aus dem Erdreich. Begreifst Du, Samia, solche widerwärtigen Barbaren? Trotzdem gab ihnen Vitellius Recht und ich erhielt Befehl, das Werk zu unterbrechen.“

„Es ist eine große Frage“, sagte Samia, „ob man den Menschen gegen ihren Willen das Glück aufdrängen soll.“

Pontius Pilatus fuhr fort, ohne auf ihn zu hören: „Eine Wasserleitung zurückweisen: welcher Wahnsinn! Aber Alles, was von Rom kommt, ist den Juden verhasst, wir sind für sie unreine Wesen und schon unsere Gegenwart ist eine Entweihung ihres Glaubens. Du weißt, daß sie nicht wagten, in mein Haus zu treten, aus Angst, sich zu veründigen, und daß ich meines Amtes auf öffentlichem Markt walten mußte, auf jenem Marmorboden, auf den Du so oft Deinen Fuß gesetzt hast.“

„Sie hassen und verachten uns.“

„Ist aber nicht Rom die Mutter und die Behüterin der Völker, die alle, wie die Kinder, lächelnd an ihrem ehrwürdigen Busen ruhen? Unsere Adler haben bis an die Grenzen des Weltalls den Frieden und die Freiheit getragen; wir sehen in den Besiegten nur Freunde und wir lassen, wir sichern den unterjochten Völkern ihre Sitten und ihre Gesetze. Hat nicht Syrien, ehemals ein Stückwerk in der Hand einer Menge Könige, erst, seit Pompejus es eroberte, die Ruhe friedlich genießen dürfen? Rom hätte seine Wohlthaten um schweres Geld verkaufen können; aber es hat vorgezogen, in den Tempeln der Barbaren die Schätze zu lassen, mit denen sie vollgestopft sind. Hat Rom die Gottermutter in Vespinnus beraubt oder den Jupiter in Kilikien oder den Gott der Juden in Jerusalem? Antiochia und Palmyra sind ruhig im Besitz ihrer Schätze, sie fürchten nicht mehr die Araber der Wüste und bauen Tempel dem Genius Roms und der Gottheit Caesars. Nur die Juden hassen und tropen uns, man muß ihnen den Tribut entreißen und sie verweigern hartnäckig den Waffen dienst.“

„Die Juden“, antwortete Samia, „hängen sehr an ihren alten Gewohnheiten. Sie hatten sich im Verdacht — gewiß ohne Grund —, daß Du ihre Gesetze abschaffen und ihre Sitten verändern wolltest. Gestatte, Pontius, daß ich es Dir sage: Du hast nicht immer in einer Weise gehandelt, die geeignet war, diesen unglückseligen Irrthum auszurotten. Gegen Deinen Willen gestielst Du Dir darin, ihren Besorgnissen Nahrung zu geben, und ich habe mehr denn einmal gesehen, daß Du ihnen die Verachtung verrietest, die Dir ihr Glaube und ihre Aulshandlungen einflößten. Besonders hast Du sie gereizt, weil Du durch Deine Legionäre die priesterlichen Gewänder und Schmuckstücke des Hohenpriesters im Thurm Antonia bewachen ließe. Man muß zugeben, daß die Juden, wenn sie sich auch noch nicht, wie wir, bis zur Betrachtung der göttlichen Dinge erhoben haben, doch altehrwürdige Mysterien feiern.“

Pontius Pilatus zuckte die Achseln.

„Sie haben“, sagte er, „keine genaue Kenntniß von der Natur der Götter;

sie verehren Jupiter, ohne ihm Namen und Gestalt geben zu können. Nicht einmal in Gestalt eines Stieres verehren sie ihn, wie gewisse Völker Asiens es thun. Sie wissen nichts von Apollo, nichts von Neptun, von Mars, von Pluto, nichts von einer Göttin. Doch glaube ich, daß sie einst die Venus verehrt haben; denn noch heute bringen ihre Frauen am Altar Tauben als Opfer dar und Du weißt so gut wie ich, daß die Händler unter den Säulen des Tempels Paare dieser Vögel für die Opferhandlung verkaufen. Man hat mir eines Tages gesagt, daß ein Glaubenseifriger die Boden und die Kämme zu Boden warf und die Händler aus dem Tempel trieb. Die Priester beklagten sich darob wie ob eines Sakrilegs. Ich glaube, daß dieser Gebrauch, Tauben zu opfern, zu Ehren der Venus eingeführt worden ist. Warum lachst Du, Lamia?"

„Ich lache“, sagte Lamia, „weil eine närrische Idee mir durch den Kopf geht, — ich weiß nicht, weshalb. Ich denke mir, wie es wäre, wenn eines Tages der Jupiter der Juden nach Rom käme, um Dich mit seinem Haß zu verfolgen. Warum denn nicht? Asien und Afrika haben uns schon eine große Menge Götter gegeben; wir haben gesehen, wie in Rom zu Ehren der Isis und des bellenenden Anubis Tempel erstanden. Wir sehen an Kreuzwegen und in den Steinbrüchen die Gute Göttin der Syrier, die auf einem Esel reitet. Und weißt Du nicht, daß unter der Regirung des Tiberius ein junger Ritter sich für den gehdnten Jupiter der Egypter ausgab und unter dieser Verkleidung die Gunst einer vornehmen Dame errang, die zu tugendhaft war, um den Göttern Etwas zu weigern? Zittre, Pontius, wenn der unsichtbare Jupiter der Juden eines Tages in Ostia landet!“

Bei dem Gedanken, daß aus Judaea ein Gott kommen könnte, glitt ein rasches Wackeln über das Gesicht des Procurators; dann antwortete er ernst: „Wie sollten die Juden ihr heiliges Gesetz den Völkern draußen bringen können, wenn sie selbst einander zerreißen und sich über die Auslegung des Gesetzes nicht einigen können? Du hast gesehen, Lamia, wie, in zwanzig eifrige Sekten geschieden, sie auf den öffentlichen Plätzen, ihre Rollen in der Hand, einander beschimpfen und beim Barte ziehen. Du hast sie gesehen, wie sie im Vorhof des Tempels ihre schmierigen Kleider zerrißen, zum Zeichen der Verzweiflung, weil irgend ein Klander in prophetischen Taumel gerieth. Sie verstehen nicht, daß man friedlich, mit klarer Seele, über göttliche Dinge streiten kann, über Dinge, die immer mit Schleiern bedeckt sind und in denen stets die Ungewißheit wohnt; denn die Natur der Unsterblichen bleibt uns verborgen und wir vermögen sie nicht zu durchdringen. Doch, meine ich, ist es weise, an die Vorsehung der Götter zu glauben. Aber die Juden haben keine Philosophie und sie dulden keine Verschiedenheit der Ansichten; im Gegentheil: sie glauben, daß Jeder, der über die Gottheit andere Anschauungen hat als ihr Gesetz, den Tod verdient. Und weil, seitdem der Genius Roms über ihnen waltet, die von ihren Gerichtshöfen gefällten Todesurtheile nur mit der Sanction des Prokonfults oder des Procurators versehen vollstreckt werden dürfen, quälen sie fortwährend den römischen Magistrat, ihre Sentenzen zu unterschreiben; sie plagen unseren Gerichtshof förmlich mit ihrem Ruf: „Zum Tode!“ Hundertmal habe ich sie gesehen, wie sie, in wirrem Anäuel, Arme und Reiche, geschaart um ihre Priester, während meinen elfenbeinernen Sessel umdrängten. Sie zerrten an den Falten

meiner Toga, an den Riemen meiner Sandalen und verlangten den Tod irgend eines Unglücklichen, dessen Verbrechen ich nicht erkennen konnte und den ich nur für eben so Narrisch hielt wie seine Ankläger. Das sah ich hundertmal, Das geschah jeden Tag, zu jeder Stunde, — und trotzdem mußte ich ihrem Befehl freien Lauf lassen, wie dem unseren; denn Rom hatte mich nicht zum Zerstörer, sondern zum Pfleger ihrer Sitten ernannt und ich verkörperte für sie Rache und Beil. In der ersten Zeit versuchte ich, sie zur Vernunft zu bringen. Ich mühte mich, ihre armseligen Opfer dem Tode zu entreißen; aber diese Milde reizte sie nur noch mehr. Sie wollten ihre Beute haben und schrien danach wie die Geier. Ihre Priester schrieben dem Kaiser, daß ich ihr Befehl verlege, und ihre Bittgesuche, von Vitellius unterstützt, zogen mir mehr als einmal einen strengen Tadel zu. Wie oft packte mich die Lust, gemeinsam, wie die Griechen sagen, Angeklagte und Richter zum Hades zu senden. Glaube nicht, Samia, daß ich untrübsamen Groll und greisenhaften Zorn gegen dieses Volk nähre, das in mir Rom und den Frieden besiegt hat; aber ich sehe, wohin es uns früher oder später führen wird. Da wir es nicht regiren können, werden wir es vernichten müssen. Zweifle nicht daran: diese immer unbotmäßigen Juden, die in ihrer erhitzten Seele Empörung brüten, werden eines Tages gegen uns eine Wuth entfesseln, neben der der Zorn der Numidier und die Drohungen der Parther nur Kinderspiel sein werden. Sie nähren im Dunkeln unsinnige Hoffnungen und träumen wahnwitzig von unserem Verderben. Und kann es anders sein, so lange sie, einem Orakel glaubend, einen Fürsten ihres Blutes erwarten, der kommen soll, um über die Welt zu herrschen? Mit diesem Volk kann man nicht fertig werden: es muß aufhören, zu sein, man muß Jerusalem vom Grund auf zerstören. Vielleicht wird es mir, so alt ich bin, doch noch vergönnt sein, den Tag zu erleben, wo seine Mauern fallen, die Flammen seine Häuser verzehren, seine Einwohner über die Klänge springen werden und man Salz süß wird auf dem Plage, wo einst der Tempel stand. An diesem Tage, den ich herbeisehne, werde ich endlich gerechtfertigt dastehen.“

Samia bemühte sich, die Unterhaltung auf einen milderen Ton zu stimmen.

„Pontius“, sagte er, „ich verstehe ohne Mühe Deinen alten Groll und Deine düsteren Ahnungen. Gewiß trägt Das, was Du von den Juden kennen gelernt hast, nicht dazu bei, ihr Bild in Deiner Erinnerung freundlich zu gestalten. Aber ich, der ich als Reuigerer in Jerusalem gelebt habe, der ich mich unter das Volk mischte, ich habe bei den Männern heimliche Tugenden entdeckt, die Dir verborgen blieben. Ich habe sanftmüthige Juden kennen gelernt, deren einfache Sitten und treues Herz mich an die Worte erinnerten, die unsere Dichter in ihren Liedern singen. Und Du, Pontius, sahst Du nicht unter der Weisel der Legionäre einfache Männer sterben, die, ohne ihren Namen zu verrathen, für eine Sache fielen, die ihnen gerecht schien? Solche Männer verdienen nicht unsere Verachtung; ich achte sie, weil man in allen Dingen gerecht sein und Maß halten muß. Trotzdem, gestehe ich, habe ich für die Juden nie eine lebhaftere Sympathie empfunden; dafür aber haben mir die Jüdinnen sehr gefallen. Ich war damals jung und die Syrienerinnen versetzten meine Sinne in einen großen Aufruhr. Ihre rothen Lippen, ihre feuchten und im Schatten glänzenden Augen, ihre schmachtenden Blicke drangen mir bis ins Mark. Ihr Fleisch ist, geschminkt und

gemalt, nach Salben und Myrrhen duftend, gleichsam in Aroma gebeizt, von einem seltenen und köstlichen Geschmacl.

Pontius hörte diese Lobeshymne ungeduldig an.

„Ich war nicht der Mann, um in die Rege der Jüdinne zu fallen“, sagte er, „und weil Du mich darauf bringst, so laß Dir sagen, Vania, daß ich niemals Deine Unenthaltsamkeit gebilligt habe. Wenn ich Dir nicht zu verstehen gab, daß ich Dir Deine Schuld, in Rom die Frau des Konsuls verführt zu haben, sehr schlimm anrechnete, so geschah Das, weil Du schwer Dein Verschulden gebüßt hast. Die Ehe ist heilig bei den Patriziern, sie ist eine Einrichtung, auf die Roms Macht sich stützt. Was aber die fremden Frauen und die Sklavinnen betrifft, so haben die Beziehungen, die man mit ihnen knüpft, keine Wichtigkeit, — außer, wenn der Körper sich an schmachvolle Verweichlichung gewöhnt. Gestatte mir, Dir zu sagen, daß Du viel zu sehr dem niederen Kult der Venus gefröhnt hast. Ich table Dich ganz besonders, Vania, weil Du Dich nicht dem Gesetz nach verheirathest, weil Du dem Staat keine Kinder gabst, wie jeder gute Bürger zu thun verpflichtet ist.“

Aber der von Liberius Verbannte hörte nicht mehr auf den alten Mann: er hatte seinen Becher mit falerner Wein geleert und lächelte einem unsichtbaren Bilde zu. Nach einem Augenblick des Stillschweigens begann er mit gedämpfter Stimme, die erst nach und nach an Kraft gewann:

„In dem Tanz dieser syrischen Weiber ist so viel Sehnsucht! Ich kannte in Jerusalem eine Jüdin, die in einer armseligen Schänke bei dem Licht einer rauchenden kleinen Lampe auf einem elenden Teppich tanzte und die Arme hob, daß die Cymbeln zusammenschlugen. Sie wühlte die Hüfte, warf den Kopf zurück und ließ ihn hintenüberhinken, als ob das Gewicht ihrer schweren rothen Haare ihn niederzöge. Wie ihr die Augen vor Wollust feucht wurden! In ihr lebte eine Gluth und ein Verlangen, daß Kleopatra neben ihr vor Reid hätte erbleichen müssen. Ich liebte ihre barbarischen Tänze, ihren rauhen und doch so süßen Gesang, den Geruch von Weihrauch, der von ihr ausging, den Halbschlaf, in dem sie zu leben schien. Ich folgte ihr überallhin, ich mischte mich unter das gemeine Volk der Soldaten, der Gaukler, in das Gefindel, das sie umgab. Eines Tages verschwand sie und ich sah sie nie wieder. Lange suchte ich sie in den verdächtigen Wäldchen und in den Schänken. Sich von ihr zu entwöhnen, kostete mehr Mühe, als dem griechischen Wein zu entsagen. Einige Monate, nachdem ich sie verloren hatte, hörte ich zufällig, daß sie sich einer kleinen Truppe von Männern und Weibern angeschlossen hätte, die einem galiläischen Zauberer folgte. Er nannte sich Jesus. Aus Nazareth war er und ans Kreuz wurde er geschlagen, — ich weiß nicht mehr, weshalb. Pontius, erinnerst Du Dich dieses Menschen noch?“

Pontius Pilatus runzelte die Stirn und stützte sie in die Hand, wie Jemand, der Etwas in der Erinnerung sucht. Und nach einigen Augenblicken des Schweigens murmelte er:

„Jesus? Jesus aus Nazareth? . . Nein. . . Ich erinnere mich nicht.“

Paris.

Anatole France.



Genfer Asylrecht.

Die dritte Juliswoche hat der Stadt Genf einen großen Arbeiterausstand gebracht, dem Bürgerthum viel Sorgen und Angst, den Krämern schlechte Geschäfte, allen Einwohnern Soldaten, Waffengeklirr und Trommelwirbel. Das europäische Gleichgewicht ist aber nicht gestört worden. Es ist nur billig, wenn das ausländische Publikum verlangt, mit den Beschreibungen und Betrachtungen solcher Stürme im Glase Wasser verschont zu werden. Man kann von der Welt nicht erwarten, daß sie das ganze Weh der Genfer nachempfinde und aufhorsche, wenn in diesen schrecklichen Hundstagen hier vom Strike gesprochen wird, immer wieder vom Strike; es ist den draußen Wohnenden ja doch nicht vergönnt, das Hochgefühl zu kennen, mit dem der hiesige Bürger von der Zinne seines Hotels, vom Kontorfenster oder von der Ladenthür aus auf die wieder hergestellte Ordnung, auf die, dank der Energie des Staatsrathes, der Disziplin der Truppen, der Wachsamkeit der Bürgerchaft, niedergeworfene Revolution blickt. Das Journal de Genève kann den stolzen Ruf in die Welt senden: Le calme est retabli, les touristes peuvent revenir! Aber nur in der Seele des Genfers findet der Ruf frohen Widerhall und zaubert selige Bilder hervor: die Bilder eines guten Fremdenjahres. Und da ich den Lesern der „Zukunft“ keinen Nachgeschmack des Sieges geben kann, ist es billig, daß ich ihnen nicht vom Kampf spreche, — oder doch nur so wenig wie möglich. Also: in Genf haben ungefähr 5000 Arbeiter des Baugewerbes aus Solidarität mit etwa 600 ausländigen Gefährten die Arbeit niedergelegt, bei den Demonstrationen der Strikenden ist es zu Unruhen gekommen, vier Gendarmen sind durch Faustschläge verwundet worden, ein Revolverchuß ist in die Luft gegangen, mehrere Wagen mit Baumaterial sind umgestürzt, Säcke mit Sand, Cement u. s. w. ausgeschüttet worden. Das ist die Geschichte des Strikes, deren Einzelheiten Jeder, der es mit den Arbeitern ehrlich meint, beklagen muß. Hinzugefügt sei noch, daß sich Gendarmerie und Truppen mustergiltig benommen haben, wie schon die Thatsache beweist, daß bei den Straßenkrawallen kein einziger Demonstrant verwundet wurde, obwohl die Versuchung, von den Waffen Gebrauch zu machen, für die Gendarmen namentlich, sehr groß gewesen sein muß. Alledem kommt nur eine lokale Bedeutung zu und Jeder von uns hat so Etwas — mit Ausnahme einer solchen Gendarmerie — „viel schöner und besser zu Hause“. Nicht nur lokale Bedeutung haben aber einige Akte der genfer Regierung während des Strikes: man hat die Gelegenheit benutzt, um etwa zwanzig italienische Flüchtlinge aus dem Kanton auszuweisen, unter ihnen

Professor Ciccotti, Dr. Antonio Labriola, Giovanni Verba*) und auch den seit vier Jahren hier ansässigen Sekretär der italienischen Partei, Antonio Vergnanini. Das ist nun zwar ein längst bekannter Brauch. Bedenkt man aber, daß es nicht in Deutschland, Oesterreich oder Frankreich, sondern in der Schweiz geschah, so gewinnt die Sache doch einen anderen Anstrich.

Jeder Staat hat natürlich nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, fremde Elemente auszuweisen, wenn sie seine Ruhe gefährden. Man kann von der Schweiz nicht verlangen, daß sie den Abschaum fremder Staaten, für dessen Existenz ihre Institutionen keine Verantwortung trifft, in ihren Gesellschaftskörper aufnehme. Will ein Staat von den politischen Flüchtlingen anderer Länder nichts wissen, fürchtet er von ihnen eine Störung seiner Ruhe, so macht er nur von seinem Recht Gebrauch, wenn er sich ihrer entledigt. Anders aber, wenn sich ein Staat als Asyl der wegen politischer Thaten Verfolgten ausgiebt, wenn diese ein halbes Jahrhundert alte Tradition ihn wie einen Nimbus umgiebt, der diese Verfolgten anzieht: dann verlegt er einen ungeschriebenen Satz seiner Verfassung, wenn er sie ausweist, und ladet den Vorwurf auf sich, die bei ihm Asyl Suchenden geküßt zu haben. Kein Mensch hat nach den jüngsten Ereignissen in Italien Zuflucht in Rußland, in Preußen, in Spanien gesucht, ein Einziger ist nach Oesterreich gegangen und seine sofortige Ausweisung hat wohl nicht einmal ihn selbst in Erstaunen gesetzt; dagegen haben sich zahllose Italiener nach der Schweiz geflüchtet, nach der freien Schweiz, die der Italiener ehrt und liebt, deren wahrhaft demokratische Verfassung, deren Erziehung und Gefittung der Bewunderung Decker sicher ist, die ihrem Vaterlande den Rücken kehren mußten, eben weil sie es frei, demokratisch erzogen und gefittet wünschten... Liegt Genf nicht mehr in der Schweiz oder warum mußten die italienischen Sozialisten ihre Bündel schnüren? Das Märchen, daß sie die Unruhen provozirt haben, brauche ich nicht zurückzuweisen: es ist sogar von der Partei Alles geschehen, um den Strife zu verhüten; auch weiß Jeder, daß die Sozialisten nie mit Patschen ihr Heil versucht haben. Warum waren auf einmal die Flüchtlinge des *éléments douteux*, wie es in einer offiziellen Proklamation hieß?

Es lag mehr Methode darin, als es den Anschein hat. Die genfer Presse, namentlich das konservative Journal de Genève, hat kein Mittel gescheut, die hiesigen Italiener zu verdächtigen, sie dem schweizer Arbeiter als Leute zu zeigen, die die Löhne drücken, dem Unternehmer als Anführer des

*) Diesen Dreien ist, wie zwölf anderen Flüchtlingen, ein Besuch um Aufenthaltberechtigung, das sie der Regierung unterbreitet hatten, abgeschlagen und ihre Entfernung aus dem Kanton binnen zwölf Stunden (die dann durch eine eigenartige Auslegung des Dekrets auf 36 Stunden verlängert wurden) verfügt worden.

Strikes, den Hoteliers und Kaufleuten als Krafthler, die die Fremden verschreckten, und so ist Jedem bang geworden um sein Höchstes, seinen Geldbeutel, und all die kleinen und großen Interessen haben sich auf den einen Sündenbock gestürzt: die Italiener. Aber die italienischen Arbeiter bauen die Häuser, bauen die Brücken und Straßen — in Genf sind etwa drei Viertel der Arbeiter im Baugewerbe Italiener —, und ob auch die Bausppekulation eine Krise vorbereitet, so ist doch ihre Stunde noch nicht da: noch hat man die Arbeiter nöthig. Und der Wind in der Presse schlug um und blies recht auffallend in der Richtung, in der gerade die Interessen des Großkapitals lagen: die Arbeiter waren auf einmal die Getäuschten; die berufsmäßigen Agitatoren (die üblichen, von Arbeitergrotschen bis zum Plaken gemästeteten) hatten Alles verschuldet. Die öffentliche Meinung raste und mußte ihre Opfer haben und die radikale Regierung — hier sind, was auch zu beachten ist, jetzt nämlich die Radikalen am Ruder! — produzierte sich als Kraftmannsch: sie wies zwanzig italienische Flüchtlinge aus. War Das wirklich eine spontan aus den Ereignissen entspringende Angst oder hatte man die öffentliche Meinung absichtlich scheu gemacht, in der Hoffnung, sie werde nach einer bestimmten Richtung hin durchgehen? Wenn man sieht, wer schließlich die Früchte geerntet hat, so sollte man fast glauben, die letzten genfer Ereignisse hingen mit einem neuen Exportartikel zusammen, mit dem Italien die Schweiz jetzt verzieht: mit italienischen Geheimpolizisten.

Die Intriguen, die vielleicht dahinter stecken, haben einen lokalen Charakter: die Verweigerung oder Entziehung des Asyls hat ihn nicht. Ob zwanzig Sozialisten mehr oder weniger in der Welt herumhirsaniert werden, ist freilich belanglos und es wäre lächerlich, darum auch nur die Feder in die Hand zu nehmen, heute, wo Hunderte unserer Genossen in italienischen Gefängnissen verkommen. Ich spreche auch für Die nicht, die es heute getroffen hat. Aber die Stadt Genf muß sich entscheiden. Sie ist es sich selbst schuldig, — und auch Denen, die der nächste Sturm morgen heimathlos macht. Fühlt sie sich in ihren Institutionen stark genug, um politischen Flüchtlingen ein Obdach zu gewähren, dann darf sie nicht in einem Anfall von Kopfschmerz ihnen den Stuhl vor die Thür setzen, darf nicht nach den verschiedenen Interessenströmungen umschlagen oder gar zum Handlanger einer Polizistenpolitik werden, vor der ein gütiges Schicksal bisher die Schweiz bewahrt hat. Oder aber sie mag mit politisch Kompromittirten nichts mehr zu thun haben: dann habe sie auch den Muth, offen mit der Tradition zu brechen, die die Stadt Genf als Asyl der politisch Verfolgten nennt, sie habe dann die Flüchtlinge nicht länger zum Narren, sondern sage offen heraus: Genf ist keine Freistadt mehr, — les touristes peuvent venir.



Selbstanzeigen.

Faustbücherei. Neudrucke zur Geschichte der Faustsage. Erster Band: Die Faustsplitter in der Literatur des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts, nach den ältesten Quellen herausgegeben von A. Tille. Weimar, Jëlber.

Als ich vor gerade zehn Jahren die Vorarbeiten zu meiner Geschichte der Faustsage begann, war es mir klar, daß ihr Schwerpunkt in der Darstellung der verschiedenen Phasen liegen müßte, die der Fauststoff in der volkstümlichen Anschauung der letzten vierhundert Jahre durchgemacht hat. Als ich damals anfing, das Quellenmaterial für eine solche Entwicklungsgeschichte zusammenzutragen, dachte ich jedoch nicht daran, es zu einer eigenen Veröffentlichung zusammenzustellen. Erst die Erkenntniß der Unmöglichkeit, aus diesem weitverzweigten und zum Theil recht wunderlichen Material in einer Darstellung, der natürlich gewisse Raumgrenzen gezogen sein müssen, die nöthigen Beläge anzuführen, hat mich bestimmt, eine Ausgabe der Erwähnungen Fausts in Hand- und Druckschriften von 1507 bis 1800, die anderen Stoffen gewidmet sind, zu veranstalten. Ich habe für diese versprengten Urkunden zur Geschichte der Faustsage die Bezeichnung Faustsplitter gewählt, die, dem modernen Worte „Gedankensplitter“ nachgebildet, deutlich auf das Bruchstückhafte dieser Stellen hinweist und zugleich den Vorzug großer Kürze besitzt. Es sind ihrer 350 geworden, während Engel in seinen Faustschriften 1885 nur etwa 125 kannte. Seitdem haben Andere ein weiteres Hundert hinzugefügt, und wenn ich selbst ein drittes bringe, so wird man mir Das hoffentlich nicht verübeln. Die Stellen sind aus den ältesten Ausgaben der Quellen abgedruckt, die sie enthalten, so große Schwierigkeiten deren Beschaffung auch machte. Ueber fünfzig deutsche und fremde Bibliotheken hatte ich in Anspruch zu nehmen und ihren Verwaltungen habe ich zum Theil nicht geringe Mühe bereitet. Besonders habe ich der Königl. Bibliothek in Berlin und der Universitätsbibliothek in Bonn zu danken; die erste habe ich im Lauf meiner zehnjährigen Sammelarbeit 380 Tage, die zweite etwa halb so lange benutzt. Eben so bin ich der Bibliothek zu Hamburg, der reichhaltigsten Sammlung der deutschen volkstümlichen Literatur des siebenzehnten Jahrhunderts, zu großem Dank verpflichtet dafür, daß ihre Verwaltung mir nicht nur bei meiner mehrfachen Anwesenheit in Hamburg die Arbeit in jeder Hinsicht erleichterte, sondern mir auch nach auswärts ganze Ballen ihrer Schätze gesandt hat. Etwa die Hälfte der benutzten Drucke des sechzehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ist sehr selten; und häufig erfordert es Jahre lang dauerndes Suchen, bis man das Erscheinungsjahr der ersten Ausgabe festzustellen vermag. Eine entwicklungsgeschichtliche Darstellung kann nur dann zu sicheren Ergebnissen kommen, wenn sie jedes einzelne Zeugniß, auf das sie sich stützt, im Voraus aufs Genaueste zeitlich und örtlich festlegt, und Das ist bei einer dreihundert Jahre lebendigen Sage, die in engster Berührung mit der Entwicklung der Weltanschauung der Gebildeten wie der weiteren Kreise des Volkes steht, doppelt wichtig. Wenn man überhaupt davon reden will, daß eine solche Sage von einem bestimmten Zeitpunkt an eine Einwirkung von einer bestimmten Weltanschauungsströmung erfährt und durch sie weitergebildet wird, so muß man das erste Auf-

treten der Weiterbildung so weit wie nur irgend möglich rückwärts verfolgen. Die Lösung dieser Aufgabe ist in den meisten Fällen gleichbedeutend mit der Feststellung des Erscheinungsjahres irgend eines obskuren Buches.

Auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung bricht sich jetzt endlich die Einsicht Bahn, daß nicht der Held durch die Kraft seines Geistes die trägen Massen der Zeitgenossen in Bewegung setzt und so zum Meister und Richtungsweiser seiner Zeit wird, sondern daß die Massenerscheinungen der Zeit das Denken und Thun auch des Helden in jeder Richtung bestimmen, daß sie das Stärkere und in geschichtlichen Entwicklungen Entscheidende sind, der einzelne Held aber, so sehr er auch von der älteren Geschichtsschreibung ungerechtfertigter Weise in den Vordergrund gerückt worden sein mag, doch mit all seinem Denken und Thun nur ihr Erzeugniß ist, wenn auch zweifellos ihr persönlich interessantestes Erzeugniß. Wo die Saite des Individuellen in eigener Weise schwingt, da braucht es noch lange keinen neuen eigenen Ton zu geben, und wo es ihn giebt, wird er ohne den richtigen Resonanzboden des Zeitverständnisses ungehört verhallen. Sollte die Literaturgeschichte nun wirklich bei Seite stehen und, unbekümmert um Das, was sich auf dem Nachbargebiet vollzieht, ihr altes Verschen weiterlassen, indem sie in den äußeren Lebensumständen der einzelnen Dichter den Schlüssel zum Verständniß ihrer Werke sucht, statt die geistigen Massenerscheinungen der Zeit, den geistigen Gesichtskreis mit seinen Grenzsteinverrückungen, die Kenntnisse, Interessen, Träume, Wünsche, Ideale und Problemstellungen ihrer Zeit zu studiren und an ihnen, statt an eingebildeten Schönheitidealen, den Werth individueller Dichtungen zu messen? Von den biblischen Sagen abgesehen, denen, weil ihre Weltanschauung während zweier Jahrtausende galt, eine Ausnahmestellung zukommt, giebt es keinen zweiten Fall in der Weltliteratur, in dem sich, wie bei der Faustsage, aus dreihundert Jahren mehr denn dreihundert selbständige Erwähnungen eines Stoffes nachweisen lassen, außer einem Viertelhundert größerer Werke, die sich ausschließlich mit ihr beschäftigen, und vielen Hunderten von Bühnenaufführungen. Im sechzehnten Jahrhundert sind sie etwas dünner und im achtzehnten etwas dicker gefäet, aber durchschnittlich kommt in diesen drei Jahrhunderten auf je neun Monate eine literarisch festgelegte Aeußerung über die Faustsage; und dadurch entsteht ein Material, das uns die Entwicklung der Sage in ganz eigentlicher Weise zeigt, weit besser sogar als bei den biblischen Sagen, durch deren Weltanschauungsgeltung und autoritäre Festlegung eine relative Entwicklungslosigkeit bedingt gewesen ist. Die Faustsage dagegen ist mit der allgemeinen Weltanschauung eng genug verknüpft, um an allen Entwicklungsphasen theilnehmen zu können, besitzt aber doch keine so enge Verkettenung mit ihr, daß eine Abweichung von der überlieferten Form sofort unter den Begriff der Aeperei fallen und unter Mitwirkung der Staatsgewalt vernichtet werden könnte. So lassen sich aus ihrer Geschichte selbst wichtige Aufschlüsse über die Entwicklung von Sagen überhaupt gewinnen, namentlich was Stammspaltungen, Neuansetzung von Aesten und Zweigen und späteres Verklümmern oder Weitergelingen unter bestimmten Zeiteinflüssen betrifft. Als Quellenwerk für die Thatfachen der Sagenentwicklung ist der vorliegende Band gemeint, wenn er auch leider nicht zugleich ein Quellenband zur Geschichte der volkstümlichen Weltanschauung in Deutschland vom fünfzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert im Allgemeinen sein kann.

In der Geschichte der Faustsage hat nur dreimal ein individueller Geist neuschaffend und richtunggebend in großem Stil eingegriffen: der Verfasser des spießigen Faustbuches, Marlowe und Goethe. Lessing ist mitten auf dem Wege dazu stehen geblieben. Ich brauche wohl kaum noch auszusprechen, daß ich das in dem vorliegenden Bande vereinigte Material an geschichtlicher Bedeutung über alle vier Faustvolksbücher stelle. Nur das spießige Faustbuch kann sich entfernt mit ihm messen. Georg Rudolf Widmans, Johann Nicolaus Pfifers und Christoph Niethes Arbeiten sind mehr retardirende Momente in der geschichtlichen Entwicklung der Faustsage als etwas Anderes; und das Selbe gilt auch von dem Faustspiel nach der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Entwicklungsgeschichte der Faustsage selbst im Bewußtsein der Zeiten ist nur in den vorliegenden Denkmalen mit einiger Treue erhalten. Wie die Faustbilder, namentlich der greise und der jugendliche Fausttypus, die beide Goethe bekannt waren, uns interessante Einblicke in Goethes Faustwerkstatt gewähren, so noch in unendlich höherem Grade das hier gesammelte Material. Es bietet eine ganze Reihe neuer Einsichten in Goethes Faust, die in den drei diese Dichtung behandelnden Kapiteln meiner hoffentlich 1899 erscheinenden Geschichte der Faustsage im Einzelnen verarbeitet sind.

Glasgow.

Dr. Alexander Tille.



Publications of the Glasgow Goethe Society. No. II. Goethe's *Satyros and Prometheus* Translated by John Gray and edited for the Society with a Literary Introduction by Alexander Tille, Glasgow, Bauermeister, 1898.

Als im Jahre 1892 die English Goethe Society ihren finanziellen Verpflichtungen nicht mehr nachzukommen vermochte und ihre literarische Thätigkeit einstellte, glaubte man in Deutschland die Theilnahme für Goethe in England im Niedergang begriffen. Dennoch ist sie von Jahr zu Jahr gewachsen. Zwei neue Gesellschaften, die Manchester Goethe Society und die Glasgow Goethe Society, haben sich zu Trägern dieser literarhistorischen Strömung gemacht und arbeiten jetzt daran, dem englischen Volk eine würdige englische Goethe-Ausgabe zu beschaffen, die es noch nicht besitzt. Eben hat die Manchester Goethe Society den *Clavigo* in trefflicher Uebersetzung herausgegeben und nun folgen, als zweiter Band der Veröffentlichungen der glasgower Gesellschaft, zwei vorher noch nie ins Englische übersehte Stücke Goethes, *Satyros* und *Prometheus*, in schwungvoller Übersetzung des englischen Dichters John Gray, der im bürgerlichen Leben die Stelle eines Rathes im Auswärtigen Amt in London ausfüllt. Einige weitere Jahre Arbeit, — und es wird möglich sein, eine gute englische Ausgabe zunächst von Goethes dramatischen Werken zu veranstalten. In dem vorliegenden Band füllt die literarhistorische Einleitung beinahe den selben Raum wie die Uebersetzung. Das kann bei einem Stück wie *Satyros*, über das es eine ganze Literatur giebt, kaum Staunen erregen. Der Stoff des *Satyros* stammt aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung und findet sich zuerst bei dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus. Wie der römische Ritter Mundus die vornehme Patrizierin Paulina liebt, sie unter der Vorpiegelung, daß Gott Kumbis in

Liebe zu ihr entbrannt sei, in den Tempel des Gottes lockt und dort eine Nacht in ihren Armen verbringt, um dann seine Lust mit der Verbannung zu kühlen: Das ist die einfache Grundlage des satirischen Dramas. Chaucers Zeitgenosse Gower hat diese Geschichte in glatten Reimen behandelt und Boccaccio hat sie in seinem unsterblichen Decamerone in eine christliche Umgebung übertragen. Vater Albert, der gegenüber Lisette den Erzengel Gabriel spielt und dafür als Wilder Mann auf dem Marktplatz zu Venedig stehen muß, ist nur ein etwas niedergebeugter Decius Mundus. Wieland ist, wie bei so vielen anderen Dingen, der Mittler, durch den der Stoff Goethe zukam. In seinen Bekenntnissen des Priesters Abulfauaris, der einen wilden Negerstamm zur Civilisation zu belehren versucht, hat er eine Satire auf Rousseau und seine Lehre geschrieben, die Goethe überaus gelegen kommen mußte und von der Goethe im Satyros ausgiebigen Gebrauch gemacht hat. Die zahlreichen persönlichen Elemente, die in das Stück hineinspielen, namentlich die Beziehungen auf den Generalsatanaß Herder und seine Psyche Karoline, ferner auf den Wanderapostel Bajehow geben der Satire eine eigene Wirtze. Auch der Prometheusstoff ist Goethe in der besonderen Form, in der er ihn in seinen ersten beiden Prometheusdichtungen behandelt hat, durch Wieland zugegangen, und zwar durch das selbe Buch, das die Bekenntnisse des Abulfauaris enthielt. Kein Wunder also, daß beide Dramen 1773 so gleichzeitig entstanden sind, daß sich kaum sagen läßt, welches das frühere ist. Erst Goethes „Besetzter Prometheus“, von dem nur drei winzige Bruchstücke auf uns gekommen sind, wurzelt in tiefen Aeschylusstudien, als deren reife Frucht das Festspiel Pandora zu betrachten ist, in dem die Gestalt des Prometheus jedoch hinter die des Epimetheus zurücktritt.

Warschau.

Dr. Alexander Tille.



Die Brotfrage. Leipzig, Duncker & Humblot, 1898.

Im Allgemeinen hat man leider noch immer einen ganz falschen Begriff von der Brotfrage; man meint, sie bestehe nur in der Frage nach der besten Versorgung des konsumirenden Volkes mit Brot. Das ist unrichtig; denn um das Volk sicher mit dem wichtigsten Nahrungsmittel, mit Brot, zu versorgen, ist es nothwendig, daß dieses Volk nicht auf ausländisches Getreide angewiesen sei, sonst wird ihm eines schönen Tages die Zufuhr abgeschnitten. Die Ernährung jedes Volkes soll vielmehr ausschließlich durch Getreide, das im eigenen Lande erzeugt wurde, gesichert werden. Um Das zu ermöglichen, ist eine dauernde Erhöhung der Getreidepreise nöthig, damit der Getreidebauende Landwirth bestehen kann. So lautet das Problem: „Billiges, nahrhaftes, gesundes Brot bei hohen, stabilen Getreidepreisen“. In dem scheinbaren Gegensatz dieser beiden Forderungen liegt die „Brotfrage“. In meinem Buch zeige ich die ethische, soziale und nationale Nothwendigkeit und die technische Lösung. Sie wäre zugleich ein großer Schritt auf dem Wege zum höchsten wirtschaftspolitischen Ziel, zu einem Zustande, der den Staaten und Völkern mehr als heute die Möglichkeit schafft, sich selbst zu genügen.

Junsbrud.

Dr. Friedrich Freiherr zu Weichs-Olon.



Hauffestimmungen.

Weshalb veröffentlicht der Bochumer Gußstahlverein nicht Quartalsberichte? Die Laurahütte thut es doch, obgleich ihre Fabrikation mehrseitig und auch örtlich ausgebreiteter ist. Man könnte also höchstens sagen, die bochumer Herren, die für ihren Privatgebrauch doch sicher solche Berichte erhalten, wollten nicht der Spekulation Vorschub leisten. Nun sind aber in keinem Papier die Schwankungen von Hauffe und Bauffe jäher als gerade in Bochumern; welchen Hitzegrad glaubt also der Aufsichtsrath noch dadurch zu dämpfen, daß er das Publikum in Unwissenheit erhält? Die neueste Kurssteigerung von Bochumern sieht für Leute, die nicht rechnen können, kleiner aus, als sie ist, denn die ganze Couponsabtrennung ist ja schnell spurlos vorübergegangen. Ist es aber nicht wahr, daß man an der berliner Börse einige Bankiers nennt, die noch vor ihrer Badereise einen großen Posten Bochumer gekauft haben? Woher kam das Ahnungsvermögen dieser Finanzmänner? So ganz einfach lassen sich die neuen glänzenden Aussichten, die dem Gußstahlverein blühen sollen, nicht erklären; bei einem Kurs von etwa 235 würde eine Dividende von 15 Prozent ja „nur“ 6,38 Prozent übrig lassen. Da man aber an den Börsen sogar von 17 Prozent gesprochen hatte, stürzte der Kurs auf die hoch um $2\frac{1}{2}$ Prozent gegen das vorige Jahr höhere Dividende sofort um 6 Prozent. Freilich müßten sich Laura-Aktien im Fall einer Ausschüttung von 12 Prozent mit 5.80 Prozent begnügen, während z. B. Sibernia-Aktien bei wahrscheinlich 15 Prozent Dividende noch etwa 7.70 abwerfen würden. Die besonderen Profite bei Bochumern könnten wohl aus zwei Umständen stammen: aus der plötzlich veränderten Berechnung des Gewinnes aus den der Gesellschaft gehörenden Kohlenbergwerken und aus einer Ausgabe neuer Aktien. Da die Verwaltung noch für 500000 Thaler solche Aktien in Händen hat, so bedarf es hierzu weder einer Generalversammlung noch ausführlicher Zweckangabe, obgleich man annehmen sollte, daß ein so starkes Unternehmen selbst den Ankauf einer Kohlen-Gewerkschaft aus den laufenden Einnahmen decken kann. Noch eigenthümlicher wäre es, wenn das Verächt Recht behielte und die jungen Aktien zu pari abgegeben würden; da die alten ca. 235 stehen, so würde Das ein ganz ungewöhnliches Entgegenkommen bedeuten. Uebrigens ist es nicht das erste Mal, daß in dieser Weise ein Theil der genehmigten Kapitalserweiterung noch ansteht. Solche Machtvollkommenheiten bringen aber auch leicht die Leitung eines Unternehmens ins Verede; so waren früher einzelne Spekulanten der Ansicht, die Direktion müsse ihre eigenen Aktien gesigt haben, und bringe, nur um sich Lust zu machen, jetzt neue Stücke an den Markt. Solche Dinge glaubt der Börsenmensch gern.

Die erhöhte Theilnahme unseres Publikums an dem Gang der Eisen- und Stahlindustrie geht eigentlich von dem glänzenden Abschluß des hürder Bergwerkes aus. Dieser größte Stahlproduzent des Kontinentes bringt es diesmal auf 11 Prozent Dividende, bei um 171000 Mark größeren Abschreibungen. Doch läßt es sich bei Anlagen, die mit so ungeheurem Aufwand rekonstruirt wurden, nach den bloßen Zahlen nicht beurtheilen, ob eigentlich nicht noch mehr abgeschrieben werden sollte. Das Unternehmen ist älter als Bochum und Laura, aber es mußte in den neunziger Jahren bekanntlich zweimal umgebaut werden, zuerst, weil es veraltet war, und dann, weil die neuen Anlagen verfehlt waren. Heute stehen die Pr.-Aktien Vitera A etwa 160; vor vier Jahren konnte man sie in

Mengen zu 57 haben. Weil aber bei Hoerde ein großer Plan über alle Hindernisse hinweg schließlich zum Siege geführt hat, zwingt das Erscheinen des Jahresberichtes unwillkürlich auch zum Nachdenken über die Fortschritte unseres ganzen Hüttenwesens.

Für eine Weile hat sich so das allgemeine Börseninteresse von Industripapieren den Bergwerkwerten zugewandt. In Industripapieren kam es zwar noch nicht zu umfangreichen Verkäufen, aber die kleinen Realisationen mehren sich doch sichtlich und die Käufe stocken. Man glaubt vielfach, daß gerade die ersten Elektrizitätswerke bald mit einer erschwerten Thätigkeit zu rechnen haben werden; sie namentlich, heißt es, müßten alle möglichen Geschäfte abschließen, weil sie wegen ihres großen Aktienkapitales unter allen Umständen eine höhere Dividende herauszuarbeiten hätten. Inzwischen sind übrigens schon wieder neue Elektrizitätsgesellschaften entstanden. Die französische Presse konnte ihr Staunen nicht verhehlen, als neulich die Statistik über die rapide Entwicklung der Kleinbahnen in Preußen erschien. Das Einzige, was den deutschen Kennern jetzt in Paris imponirt, ist eine große Kabelaufabrik, die sogar schon nach Amerika geliefert hat. Freilich sollen die leitenden Kräfte aus Amerika und England (Siemens in London) stammen.

In Kohlenaktien, die eigentlich noch aussichtreicher als Bochumer und Laura sein dürften, kommt die Tendenz nicht aus dem Schwanken heraus. Vielleicht hat ein größerer oder kleinerer Ring von Kapitalisten eine so gute Meinung von Kohle, daß er das Publikum ab und zu durch ungünstige Meldungen abzulenken sucht. Auffallend bleibt das geringe Halbjahreserträgniß von „Concordia“; man munkelt von zu geringen Abschreibungen im vorigen Jahr — wo den „Nächsten“ vielleicht eine hohe Dividende erwünscht war — und meint, die Abschreibungen hätten deshalb 1898 erhöht werden müssen. Im Ganzen sind die Kurse unserer Kohlenaktien seit anderthalb Jahren, also gerade während der steigenden Konjunktur, zurückgegangen. Dabei gab es Anomalien, die klar die Vernachlässigung dieses Gebietes bestätigen. Wie konnte sonst Siberia bei 12 — und in diesem Jahr wahrscheinlich 15 — Prozent Dividende 190 stehen, eben so wie Gelsenkirchen, das doch nur 9 Prozent vertheilt?

Die Richtpreise, deren Erhöhung um 50 Pfennige für die Tonne jetzt Thatsache geworden ist, beziehen sich bekanntlich nur auf die Abnahme durch das Syndikat. Die Verrechnungspreise aber gelten zwischen Syndikat und Kunden. Zunächst haben also die Kohलगesellschaften von den etwa noch theureren Preisen keinen Nutzen, bis später der Mehrgewinn zur Verringerung der Umlage dient. Es kann nun nicht zweifelhaft sein, daß die Kosten auch mit größeren Unkosten zu rechnen haben, für Löhne und für das neue Veriefelungsverfahren, das bei kleineren Unternehmen eine Mark, bei den größeren nur zwanzig Pfennige kosten soll. Nachdem die letzte Monatsversammlung, bei zufälliger Abwesenheit einiger Mitglieder, die Erhöhung abgelehnt hatte, ist sie nachträglich durch den Beirath verfügt worden. Wie schwer die Verrechnungspreise schon ins Gewicht fallen, sieht man aus dem Verhältniß zu den preussischen Staatsbahnen, die seit dem Juli 60 Pfennige per Tonne mehr bezahlen, während die letzten Ausweise nur 9 Mark zeigen. Der Verbrauch der genannten Bahnen ist $2\frac{1}{4}$ Millionen Tonnen. Das ergibt also eine Reihenzahlung von $1\frac{1}{2}$ Millionen im Jahr. Das Syndikat schließt gewöhnlich seine Verträge ab: von Januar bis Januar mit den Häfen, den großen Rhederfirmen und den Eisenwerken, von April bis April mit den Händlern — hier wird eine Aenderung erstrebt — und von Juli bis Juli mit den Bahnen.

Da 1889 nach dem Sturfe die Kohlenpreise um 100 Prozent stiegen, wären wir diesmal ohne das überall mäßigende Syndikat kaum billiger weggekommen. Jetzt, im Juli, dem sonst stillsten Monat, haben wir eine Wagenstellung von 15000 Doppelwaggons, — eine bisher noch unerreichte Zahl. Nachdem im vorigen Jahr bei einer Wagenstellung von nur 12500 Doppelwaggons ein empfindlicher Mangel eingetreten war, darf man im Voraus vielleicht für diesmal mindestens 4000 Doppelwaggons als fehlend berechnen. Und die Wagen brauchen doch noch eine Woche zum Roulliren. Dazu die ganz unzulänglichen Rangirbahnhöfe, die oft zugleich auch Personenbahnhöfe sind: das Alles wird im Herbst, wo doch noch andere Waarenverfrachtungen zu bewältigen sind, unsern Kohlenabfahz recht erschweren. Und die Produktion selbst kann der Nachfrage längst nicht mehr genügen.

Die Bewegung in österreichischen Werthen hat sich ziemlich lebhaft gestaltet. Die Staatsbahnkäufe kommen auf die besseren Ernteaussichten hinaus, sind aber nicht so groß, daß man dabei erst auf Herrn Taussig zu schwören hätte. Kreditaktien profitirten von der Reform des österreichischen Aktienwesens oder, richtiger, von den Vorberathungen zu dieser Reform; denn einstweilen hat man es nur mit einem im Finanzministerium ausgearbeiteten Memorandum zu thun. Auch soll nur bei Industriegeellschaften der Konzeßionszwang aufgehoben werden, während er bei Banken weiter bestehen wird. „Wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß!“ Wie will man dem Großgewerbe Schwung verleihen, ohne dem Geldwesen möglichst freie Entfaltung zu gewähren? Die Börse meint, die neue Finanzirungthätigkeit der Oesterreichischen Kreditanstalt werde dem Wiener Bankverein und der Unionbank zufallen, während die Ländersbank, als anderweitig zu schwer engagirt, außer Betracht bleiben müsse. Vielleicht irren sich aber diese Optimisten. Der Aufschwung von Oesterreichs Handel und Industrie kann nicht durch kaiserliches Dekret verfügt werden. Den dortigen Unternehmern fehlt Schnelligkeit und feste Verbindung mit dem Weltmarkt; sie sind auch in ihrer Passivität längst gewöhnt, sich auf die Behörden zu verlassen. Man braucht nur das hochoffiziöse „Fremdenblatt“ zu lesen, um zu sehen, wie leicht sich die Herren an der Donau die Sache vorstellen; da heißt es: „Dank dem Eingreifen der Finanzverwaltung werden jetzt die Hindernisse beseitigt. Die Bahn wird frei werden und Oesterreich wird in den Reigen der Großmächte der Weltwirthschaft eintreten können.“ Der Hauptfehler scheint darin zu liegen, daß die Oesterreicher, weil sie zufällig uns benachbart sind, uns nun auch unsere Industrie nachmachen wollen. Ganz abgesehen aber von den weniger komplizirten Verhältnissen unserer inneren Politik, unserer besseren Valuta und der engeren Verbindung von Theorie und Praxis in unserer Technik, mußten noch manche günstige Umstände zusammentreffen, um Deutschlands fleißige und zähe Großindustrie auf ihre beneidete Höhe zu führen. In Oesterreich wird entweder die Vethargie fortbauern: dann gewinnen auch die alten Institute nichts; oder eine neue, verheißungsvolle Entwicklung beginnt: dann werden wir schnell neue Banken und Trusts entstehen sehen.

An Spaniern hat auch Norddeutschland seit dem Kurs von 35 viel Geld verdient. Argentinier sind wegen der noch immer nicht beseitigten Grenzstreitigkeit mit Chile gedrückt, während Mexikaner ganz von unserer Geldfülle oder Knappheit abhängen. Trotzdem der Reichsbankausweis für den Juli durchaus befriedigend ist, weiß die Börse heute, daß uns noch theures Geld bevorsteht.

Pluto.